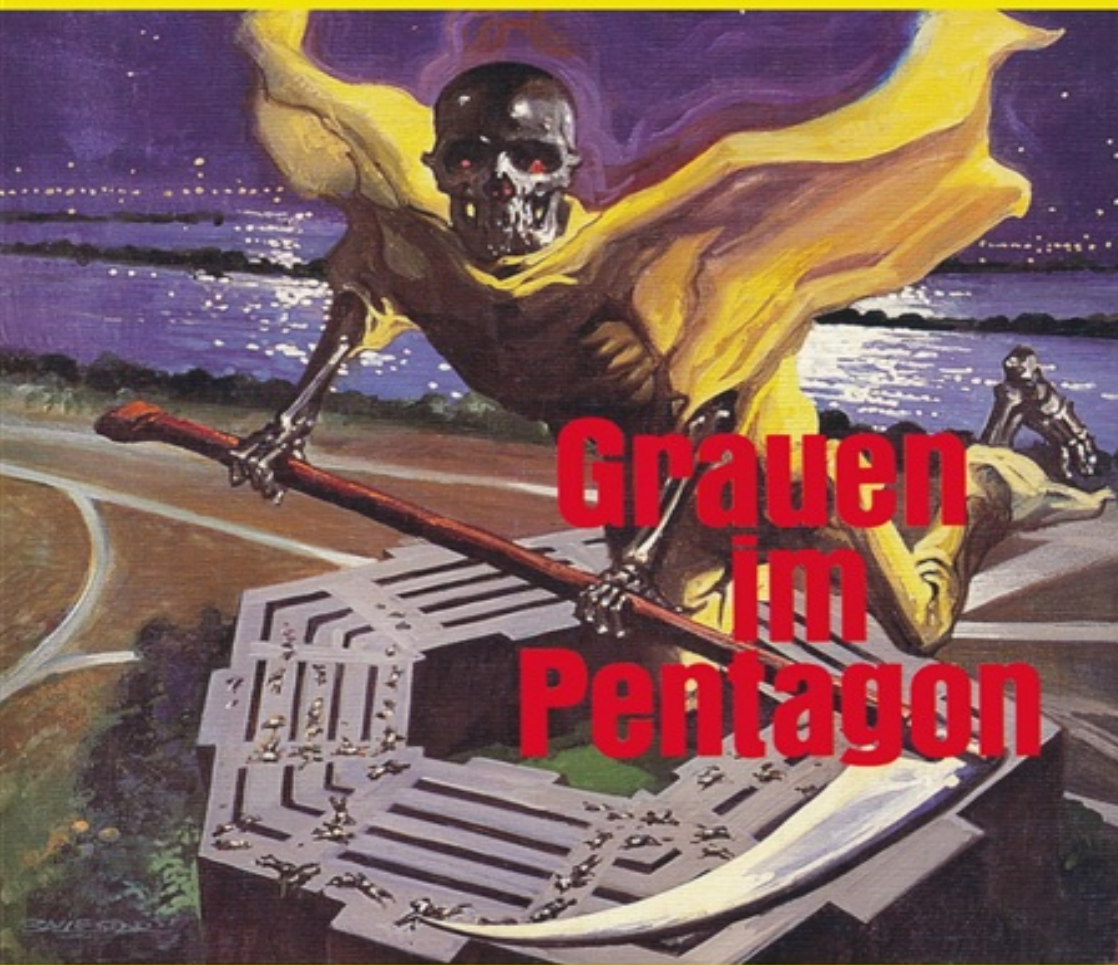


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Grauen im Pentagon

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Grauen im Pentagon

John Sinclair Taschenbuch Nr. 82

von Jason Dark

erschienen am 12.01.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Grauen im Pentagon

Sie starben überall auf der Welt. Agenten der CIA, mit allen Wassern gewaschene Spezialisten. Ihr Sterben gab Rätsel auf. Die CIA wurde in ihren Grundfesten erschüttert.

Nur einer dachte sich seinen Teil. Er holte mich in die Vereinigten Staaten und ins Pentagon. Was ich dort herausfand, ließ mich an meinem Verstand zweifeln. Chef der CIA war - ein Dämon!

Das dunkle Loch der Revolvermündung glotzte mich an wie ein leeres, kaltes Auge. Ein Zeigefinger umklammerte den Abzug. Der Finger brauchte nur um eine Idee bewegt zu werden, dann war es aus mit mir.

Und das passierte mir mitten in London. Nur war meine Bewegungsfreiheit eingeschränkt; denn ich saß im Fond eines dunklen Opel Omega, in den man mich auf die nette Art und Weise mit Hilfe eines Revolvers hineinkomplimentiert hatte.

Dennoch blieb ich relativ gelassen. »Wenn Sie Geld wollen, sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Niemand wird für mich zahlen.«

Der Mann, der den Revolver hielt, schüttelte den Kopf. In seinem blassen Gesicht fielen besonders die kalten Fischaugen auf. Sein hellgelbes T-Shirt zeigte unter den Achseln Schweißflecken. Auf der Ablage hinter uns lag sein dünnes Jackett zusammengerollt. Er trug eine Jeanshose, seine Hände hatten etwas Prankenhaftes an sich. Der Fahrer war eleganter, auch nicht so grobschlächtig, aber ihn konnte ich vergessen. Mein Interesse galt dem Revolvermann.

»Bitte«, sagte ich. »Geben Sie mir eine Antwort. Wieviel Geld wollen Sie haben?«

»Kein Geld«, erwiderte Fischauge.

»Oh wie nett. Dann kann ich ja wieder aussteigen und verschwinden.«

»Das wirst du bleiben lassen. Es sei denn, du willst ein drittes Auge bekommen.«

Jetzt meldete sich auch der Mann hinter dem Lenkrad. »Ich an Ihrer Stelle würde nicht so aggressiv werden, Mr. Sinclair.«

Sie kannten also meinen Namen. Daß die Entführung kein Zufall gewesen war, daran hatte ich sowieso nicht glauben wollen. Sie wollten etwas von mir. Fragte sich nur, was ich ihnen getan hatte. Der Kerl mit dem Revolver sprach ein nicht sehr gutes Englisch.

Zudem schien er mir Ausländer zu sein, denn seine direkte Aussprache klang ein wenig hart.

Der Fahrer gab sich kultivierter, das bezog sich auch auf seine Kleidung. Sommerliches Leinen, modern geschnitten, und unter dem Jackett ein gestreiftes Hemd.

»Sollen wir hier noch länger warten?« erkundigte ich mich.
»Allmählich wird es mir warm.«

»Nein, Mr. Sinclair, wir werden eine Spazierfahrt unternehmen.«

»Und wohin, wenn ich fragen darf?«

»Sie dürfen, aber Sie bekommen keine Antwort. Das Fahrtziel bestimmen allein wir.«

»Gut.«

Fischauge verzog die Lippen. »Noch mal«, sagte er, »keine Dummheiten. Es ist in deinem Interesse.«

»In unser aller Interesse«, erklärte der Fahrer und startete den Omega. Die beiden hatten mich praktisch nahe einer U-Bahn-Station erwischt. Es war Samstag, ich wollte etwas einkaufen und hatte den Wagen in der Garage gelassen. Zum Einkaufen war ich nicht gekommen. Die Kerle tauchten aus dem Gewühl auf, und den übrigen Passanten fiel nicht auf, daß sie mich in ihre Mitte genommen hatten.

Jetzt konnte ich nur noch abwarten.

Der Motor sumnte leise, als das Fahrzeug aus der Parklücke glitt. Bisher hatte ich schräg gesessen, jetzt lehnte ich mich zurück und preßte meinen Hinterkopf gegen die Nackenstütze. Fischauge ließ mich nicht aus dem Blick. Er saß schräg, der Revolver blieb auf mich gerichtet. Für mich wäre die Sitzhaltung des Mannes mehr als unbequem gewesen. Das sagte ich ihm auch.

»Gib nur acht, daß du nicht verkrampfst, Revolverheld, sonst bleibt die Kanone angewachsen in deiner Pranke.«

Fischauge gab mir keine Antwort, dafür der Fahrer, denn er mußte bremsen. »Reizen Sie ihn nicht, Mr. Sinclair. Es ist wirklich besser

für Sie, wenn Sie gar nichts tun.«

»Heißt das, daß Sie mich nicht kidnappen oder umbringen wollen?« fragte ich spöttisch und gleichzeitig provokativ.

»So ähnlich.«

»Dann bin ich beruhigt.«

»Dennoch würde ich es nicht darauf ankommen lassen. Auch wir haben unsere Grenzen.«

»Wie Sie meinen, Mister.«

Wir rollten der City of London entgegen, blieben einige Male im Verkehr stecken und fuhren schließlich in die nördliche Richtung. In Bioomsbury wurde es mit dem Verkehr etwas besser. Nur nahe des British Museum stauten sich noch die Wagen. An der Schlange glitten wir vorbei und kamen bis zum Torrington Square, einer schmalen, aber langgestreckten Grünfläche. Nördlich davon überragte der Bau des University College eine dichtbelaubte Baumgruppe. Auf dem Dach des Gebäudes wehten Fahnen im leichten Wind.

Bis dorthin brauchten wir nicht. Der dunkelhaarige Mann hinter dem Lenkrad bog zuvor in eine schmale Seitenstraße ein, in der ich noch nie gewesen war.

Man hatte hier saniert. Apartmenthäuser standen zwischen alten Bauten. Die neuen Wohnherbergen fügten sich harmonisch in das alte Straßenbild ein, sie waren nicht zu hoch gebaut worden. Hier wohnten viele Studenten.

Unser Ziel war eines der älteren Häuser. Es lag etwas versetzt. Ein schmaler Weg führte an der linken Seite um das Gebäude herum. Der Wagen paßte soeben hindurch, ohne mit dem zweiten Außenspiegel an der Begrenzungsmauer entlangzukratzen.

Hinter dem Haus fanden wir auch einen Parkplatz. Im Halbkreis rollten wir aus und blieben zunächst für eine Weile stehen.

»Sollen wir nicht aussteigen?« fragte ich.

»Gleich«, erwiderte der Mann am Steuer. Er drehte sich zu mir um. Ich sah ihn jetzt besser. Auf seinem Kopf wuchs dichtes Schwarzhaar. Brauen lagen wie dunkle Balken über den Augen. Die Nase war etwas zu klein und besaß einen Schwung nach oben. Einen unsympathischen Eindruck machte der Mann nicht.

Wir schauten uns an.

»Wollen Sie ein Eeto?« fragte ich noch.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. Ich wollte Ihnen erst mal einen Gruß bestellen.«

»Wie nett. Von wem?«

Mich spannte er noch auf die Folter. Seine nächste Bemerkung galt dem Fischeuge. »Nimm die Kanone weg!«

Fischeuge wollte nicht. »Aber...«

»Steck sie weg!«

Der Typ im T-Shirt hob die Schulter und drückte das Schießeisen zwischen Gürtel und Bauch. »Danke«, sagte ich.

Er starrte mich an, als wollte er mich im nächsten Augenblick auffressen.

»Wie war das mit dem Gruß?« fragte ich.

»Ach ja. Ein Bekannter von mir läßt ihn ausrichten. Er hält übrigens viel von Ihnen. Der Mann heißt Wladimir Golenkow.«

Ich saß erst mal da und erwiderte nichts. Wladimir Golenkow, der Russe, der KGB-Mann, der Freund von mir. Ja, wir waren im Laufe der Zeit tatsächlich Freunde geworden. Gemeinsam erlebte Abenteuer hatten diese Freundschaft besiegelt, trotz trennender Grenzen und verschiedener Systeme. Was die Politiker nicht geschafft hatten, war uns gelungen. Abrüstung auf der unteren Ebene.

»Überrascht, Mr. Sinclair?«

»In der Tat.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Der Fahrer griff in die Tasche und holte einen Brief hervor, der versiegelt war und den er mir jetzt

reichte. »Es ist eine Botschaft von Wladimir. Sie sollten sie jetzt lesen.«

Ich öffnete den Umschlag noch nicht. »Weshalb haben Sie mich eigentlich auf diese etwas ungewöhnliche Art und Weise eingeladen?«

»Das ist sehr einfach. Es geht erstens um ungeheuer viel. Zudem wollten wir sicher sein, daß Sie auch kommen.«

»Ja, samstags habe ich oft frei.« Während dieser Worte riß ich den Umschlag auf, holte das Blatt hervor und faltete es auseinander. Es war nicht einmal voll beschrieben. An der Handschrift erkannte ich, daß die Zeilen tatsächlich von Wladimir Golenkow geschrieben worden waren. Der Text lautete: Lieber John, es tut mir leid, daß ich nicht selbst kommen kann, aber mich halten dringende Geschäfte davon ab. Der Mann, mit dem Du es zu tun bekommst, verdient mein Vertrauen. Vertraue auch Du ihm. Sein Name lautet Michail Schneider. Er wird Dir etwas zeigen, das der Beginn einer wahren Höllenaktion sein kann. In mühevoller Kleinarbeit ist es uns gelungen, einen roten Faden zu finden. Ich habe den Eindruck, als säße hinter dieser Aktion ein mächtiger Clan, Konzern oder auch der Geheimdienst einer Großmacht. Da wir es nicht sind, kommt nur eine einzige in Frage. Wie gesagt, ich möchte Dir nicht vorgreifen und wünsche Dir viel Glück. Wir hören noch voneinander. Gruß Wladimir. Ich steckte den Brief ein.

Dagegen hatte Schneider etwas. »Nein, ich werde ihn verbrennen. Keine Spuren.«

Ich verließ mich auf Wladimir und vertraute dem Fahrer. Er zündete das Schreiben an und stampfte die Aschereste im Aschenbecher zusammen. Der Brandgeruch zog durch das geöffnete Fenster ab.

»Nun?« fragte er mich.

»Ich hoffe, der gute Wladimir meint es ehrlich.« Schneider nickte.

»Sogar sehr ehrlich.«

»Und um was geht es?«

»Das werden wir Ihnen zeigen, sobald wir in diesem Haus sind, Mr. Sinclair.«

»Sie sind vom KGB?« fragte ich direkt.

Schneider lächelte. »Ich gehöre einer Handelsmission an.«

»Ah ja.« Die Antwort hätte er sich auch ersparen können. Wer als Russe im Ausland tätig war, arbeitete meist für den KGB. Es blieb ihm oft nichts anderes übrig.

»Können wir, Mr. Sinclair?«

»Ich warte schon lange.«

»Dann bitte.«

Mich überraschte die Höflichkeit nicht mehr. Schließlich wollte die andere Seite etwas von mir. Zudem hatten mich die Zeilen meines russischen Freundes neugierig gemacht. Ich war wirklich gespannt, um was es diesmal ging. Es mußte eine sehr große Sache sein, sonst hätte Wladimir anders geschrieben.

Vor einigen Stunden hatte es noch geregnet. Die Bäume waren naß. Der Wind trug einen frischen Geruch zu uns herüber. Fischauge streifte seine Jacke über. Um ihn kümmerte ich mich nicht. Dafür folgte ich Michail Schneider zum Hintereingang des Hauses.

»Sie haben einen ungewöhnlichen Namen für einen Russen.«

»Ich weiß, aber meine Eltern waren deutschstämmig. Man hatte sie nach dem Krieg in die Ukraine gebracht. Erntehelfer.«

So nannte er sie. Ich hatte dafür einen anderen Ausdruck, wollte aber nichts provozieren.

Schneider schloß auf. Die Tür besaß ein kompliziertes Sicherheitsschloß. Wer hier wohnte, wollte es den Einbrechern zunächst einmal sehr schwer machen.

Er selbst betrat als erster das Haus. Hinter mir schlich Fischauge her. Ich konnte ihn riechen.

Schneider machte Licht. Ich wollte mich im Treppenhaus umschaun, aber das hatten die beiden nicht so gern. »Kommen Sie mit in den Keller, Mr. Sinclair.«

»Und dort?«

An der Kellertür drehte sich der Russe um und lächelte. »Keine Sorge, wir spielen nicht falsch. Denken Sie an den Brief Ihres Freundes Golenkow.«

»Natürlich.«

Die Kellertür war braun gestrichen und sehr dick. Sie gab kein Geräusch von sich, als Schneider sie aufzog. Er kippte einen Schalter. Über der Betontreppe und auch tiefer im Keller flammte das kalte Licht mehrerer Leuchtstoffröhren auf. Was hier unten in den breiten Betongängen gelagert wurde, konnte ich nicht entdecken. Die grauen Stahltüren waren geschlossen.

Vor einer jedoch stoppte Schneider seine Schritte. Wieder holte er einen Schlüssel aus der Jackentasche. Zweimal mußte er ihn im Schloß bewegen, dann konnte er die Tür aufziehen und ließ mir diesmal den Vortritt. Sehr wohl war mir dabei nicht, aber ich dachte an das Schreiben und übertrat als erster die Schwelle.

Der Raum war leer, bis auf zwei Hocker, die an der Wand standen. Und doch hatte er etwas Besonderes an sich. Zur Hälfte war er durch eine Glasscheibe geteilt.

Schneider überholte mich und blieb dicht vor der Scheibe stehen, die in der Mitte einen Ausschnitt besaß, ein kleines Fenster, das sich aufziehen ließ.

»Kommen Sie her, Mr. Sinclair.«

Ich warf noch einen Blick zurück. Fischauge war wie ein Wachtposten an der Tür stehengeblieben, die Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt.

Neben Schneider blieb ich stehen. »Bitte«, sagte der Russe, »schauen Sie durch die Scheibe, und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Ich hatte es schon bei meinem Eintritt wahrgenommen. Jetzt aber sah ich es deutlicher.

Im Raum hinter der Glasscheibe stand eine Pritsche. Auf ihr lag bewegungslos ein Mann. Er trug noch seine Kleidung, eine graue Stoffhose und eine khakifarbene Jacke. Darunter ein blaues Hemd. Jacke und Hemd wiesen zwei gleiche Merkmale auf.

Einschußlöcher!

Dreimal war der Mann erwischt worden. Die Kugeln hatten ihn in die Brust getroffen.

»Das ist Panzerglas«, erklärte Schneider. »Hatte ich mir schon gedacht.«

»Gut, konzentrieren wir uns auf den Mann. Sie haben bestimmt erkannt, daß er tot ist.«

»Richtig.«

Schneider schaute mich an. »Ich habe ihn erschossen.«

»Danke für das Geständnis, aber deshalb haben Sie mich bestimmt nicht hergeholt.«

»Nein, das nicht. Mit diesem Mann hat es etwas Besonderes auf sich. Ich will von vorn anfangen. Wir waren Gegner und trafen in Afghanistan aufeinander. Dieser Mann, er hieß McGivern, gehörte der CIA an, deren Aktivitäten wir auch in Afghanistan spüren. — Wir gerieten also aneinander, es ging dabei um Waffen und danach nur, wer schneller war. Ich hatte das Glück und erwischte ihn.«

»Gleich dreimal, wie?« sagte ich etwas gepreßt.

»Ich mußte sicher sein.«

»Okay, weiter.«

»Aus bestimmten Gründen konnten wir den Mann nicht der CIA oder den Amerikanern überlassen. Wir schafften ihn außer Landes und wollten gewissermaßen einen Trumpf in der Hand haben, um ihn später den Amerikanern zu präsentieren, wenn sie uns wieder provozierten.«

»Und weiter?«

Der Russe hob die Schultern. »Unsere Rechnung ging nicht auf. Drei Kugeln hat er bekommen, er ist tot, er hätte tot sein müssen, aber er ist es trotzdem nicht. Das stellten wir fest, nachdem wir ihn in dieses Haus geschafft hatten. Hinter der Scheibe befindet sich nicht gerade eine Eiskammer, aber Leichen bleiben dort relativ lange frisch. Schon auf dem Transport stellten wir fest, daß etwas nicht stimmte, denn aus dem Sarg drangen Klopfgeräusche. Sie verstehen?«

Ich nickte bedächtig. »Wollen Sie damit andeuten, daß der von Ihnen erschossene CIA-Agent ein Zombie ist?«

»Genau.«

Ich atmete durch die Nase aus, räusperte mich und warf Schneider einen bedenklichen Blick zu. »Hat er sich denn bewegt?«

»Er ist sogar aufgestanden.«

»Hier?«

»Genau.«

»Kann ich das sehen?«

»Wenn Sie wollen.« Der Russe hob seinen Arm und legte die flache Hand gegen den viereckigen Ausschnitt in der Panzerglasscheibe. Er löste zwei kleine Riegel und konnte die Scheibe aufziehen. Sehr kalte Luft strömte mir entgegen, die eine Gänsehaut hinterließ. Ich konnte den Toten jetzt besser erkennen. Er war ungefähr in meinem Alter, sein Haar besaß einen rotblonden Farbton und wuchs über die Ohren. Auf seinem Gesicht zeichneten die Sommersprossen ein sehr blasses Muster. Der Tote wandte mir das Profil zu. Die Nase wirkte wie angeklebt. Von den Augen sah ich nichts. Das Kinn wirkte kantig. Ein paar Blutspritzer hatten sich noch auf seinem Hemd verteilt. Die Arme lagen zu beiden Seiten des Körpers flach auf der Pritsche.

»Kaum faßbar, daß diese Gestalt noch leben soll, nicht wahr?«

flüsterte mir der Russe zu.

»Ja.«

»Wie mir Wladimir berichtete, haben Sie beide Erfahrungen mit Zombies. Sogar auf dem Roten Platz und in den Weiten Sibiriens haben Sie die lebenden Toten gejagt.«[\[1\]](#)

»Das stimmt, ist aber schon länger her.«

»Man hat es nicht vergessen. Stellen Sie sich vor, es ist nicht der einzige Zombie, der für die CIA arbeitet...«

»Dann wird man in Washington durchdrehen.«

»Oder auch nicht. Zombies als Geheimwaffe, das wäre doch nicht schlecht. Uns jedenfalls würde es einigen Ärger bereiten, das können Sie sich vorstellen. Und ich weiß nicht, wie die verantwortlichen Leute in gewissen Positionen reagieren werden.«

»Dazu braucht man nicht viel Phantasie zu haben. Aber mir geht es um diesen Zombie. Bisher ist er für mich noch ein normaler Toter. Da hat sich nichts getan.«

Schneider lachte leise. »Warten Sie noch ab, Sinclair. Er muß sich erst an uns gewöhnen. Er muß uns riechen, verstehen Sie? Er wird die Menschen schnuppern, wird unser Fleisch riechen, und das bringt ihn, mal vornehm ausgedrückt, wieder auf die Beine.«

»Na, Sie haben Humor.«

»Den braucht man manchmal.«

Der Russe hatte sich nicht geirrt. Plötzlich bewegte sich der Tote. Es begann bei den Fingern. Sie zuckten, sie krümmten sich, und er ballte seine Hände zu Fäusten.

Danach bewegte er seinen Kopf und drehte ihn auf die linke Seite, so daß er uns anschauen konnte.

Ich sah in ein bleiches Gesicht mit einer bläulich schimmernden Haut, ausdruckslosen, toten Augen sowie blassen Lippen. Das typische Gesicht eines Zombies.

Michail Schneider neben mir wirkte fahrig. »Jetzt hat er uns

wahrgenommen, er wird jetzt kommen, er riecht uns, er will uns vertilgen. Verdammt auch.«

Mit einem Ruck setzte sich der Untote hoch. Alles geschah sehr steif, als wäre er eine Puppe, die ferngelenkt wurde. Er drehte sich auf der Pritsche, ich sah in sein tumbes Gesicht, dessen blutleere Lippen sich zu einem wölfischen Grinsen verzogen, bevor er seine Beine herumschwang und die Füße auf den Boden stemmte.

Mit einer heftigen Bewegung stand er auf. »Jetzt geht es los!« flüsterte Michail Schneider neben mir...

Manchmal konnten selbst hartgesottene Kriegs-Veteranen und Ledernacken-Soldaten ihre Tränen nicht zurückhalten, wenn sie durch das weite Areal schritten und ihre Blicke über die Gräberfelder schweifen ließen, die im Schatten mächtiger Laubbäume lagen und so aussahen, als würden sie jeden Tag frisch geputzt, wie auch die zahlreichen breiten und schmalen Wege, die den Friedhof im Schachbrettmuster durchschnitten.

Weißer, helle Grabsteine leuchteten dem blauen Himmel entgegen. Manchmal uniformhaft wirkend, dann wieder ausgefallen, größer, mächtiger und klotziger.

Es kam halt immer darauf an, wer hier begraben worden war. Man machte einen Unterschied, ob ein Rekrut oder ein General in der amerikanischen Erde lag.

Sie alle besaßen jedoch zwei Gemeinsamkeiten. Sie waren Helden und hatten ihre letzten Ruhestätten auch auf einem Heldenfriedhof gefunden. Arlington hieß er!

Ein Name, der zahlreichen Patrioten Schauer der Ehrfurcht über den Rücken jagte. Jeder, der mit Leib und Seele Soldat war - davon gab es neuerdings viele -, wünschte sich, nach seinem Tod in Arlington begraben zu werden. Doch nur wenigen war es vergönnt. Auch ein Land wie die USA besaß nicht so viele Helden.

Arlington war ein Ort der Stille, der Andacht, der ewigen Ruhe. Hier ging man nicht so einfach hin und begoß die Blumen auf den Gräbern, wenn der gewaltige Friedhof Besuch bekam, dann zu Beerdigungen oder offiziellen Anlässen.

Er war auch gesichert. Wer das Haupttor ansteuerte, mußte sich kontrollieren lassen. Vor einigen Jahren hatten subversive Elemente einen Teil der Mauer mit Sprüchen beschmiert, die das Andenken der Toten in den Schmutz zogen. Der Militärpolizei war es gelungen, die Sprayer zu erwischen. Ein Gericht hatte sie hart bestraft. Was Arlington anging, da waren die Amerikaner eigen.

Um den Friedhof herum lag ebenfalls ein großes parkähnliches Gelände mit altem Baumbestand. In garagenähnlichen Flachbauten waren die Geräte des Pflegepersonals untergebracht. Die Gärtner und Landschaftsgestalter legten größere Entfernungen auf dem großen Friedhof mit Elektrowagen zurück.

Man erreichte ihn über eine breite Zufahrtsstraße. Sie war oft leer, ein graues Band aus Beton, das in die Unendlichkeit oder direkt in den Himmel zu führen schien. Diese Straße wurde auch für Paraden benutzt, wenn Helden in ihren Särgen zum Friedhof gefahren wurden. Vor dem breiten Eingang mit dem Tor und den Wachhäusern wehten an zwei Masten die Flaggen der USA. Die beiden Sternenbanner flatterten im Wind, sie überragten selbst die höchsten Bäume.

Elektronische Überwachung war garantiert. Die entsprechenden Soldaten gehörten der Militärpolizei an und versahen ihren Dienst mit äußerster Genauigkeit.

Deshalb war dem wachhabenden Captain auch der Wagen schon längst gemeldet worden, der sich auf der schnurgeraden Straße dem Eingang des Friedhofs näherte.

Der Captain hieß Ashley, strich über seinen schwarzen Bürstenschnitt und wandte sich an einen Sergeant. »Sie wissen auch nichts über einen Besucher?«

»Nein, Sir!«

»Gut, lassen wir ihn kommen!« Ashley verließ das Wachlokal. Zwei Soldaten grüßten ihn zackig. Unter den Rändern ihrer Stahlhelme wirkten die Gesichter gedrunken.

Auf einem Monitor konnte der Offizier die Fahrt des Wagens beobachten. Er schob sich heran wie ein dunkles Raubtier. Vom Fabrikat her war er ein dunkler Cadillac. Wer dieses Auto fuhr, konnte aus Washington kommen, wo er in der Spitze saß.

Dennoch ließ sich Ashley davon nicht beeindrucken. Zivilisten mochte er nicht gerade. Sie waren für seinen Geschmack viel zu weich. Bei ihm zählten andere Dinge, und er ließ sich auch durch kleine Skandale, die passiert waren, nicht von seiner sturen Route abbringen. Der Wagen rollte auf das Tor zu. Seidenweich lief der Motor. Es war kaum ein Geräusch zu hören. Dicht vor dem weiß gestrichenen Gitter hielt der Caddy sanft an.

Nur ein Mann saß darin, wie die beiden Polizisten sehr bald feststellten, als sie an das Fahrzeug herangetreten waren und grüßten, wobei sie ihre Maschinenpistolen nicht ablegten.

Der Fahrer hatte die Seitenscheibe nach unten summen lassen. »Sir, Sie wünschen?«

»Einlaß«, sagte der Mann.

»Sind Sie legitimiert?«

Als Antwort bekamen die Soldaten zwei Papiere gereicht. Sie waren in Plastikfolie eingeschweißt. Die Männer lasen, gaben die Papiere zurück und salutierten wieder.

»Einen Augenblick, Sir, Sie erhalten gleich freie Durchfahrt.«

»Und Sie durchsuchen nicht meinen Wagen?«

»Nicht bei Ihnen, Sir.«

»Wie großzügig.« Der Mann ließ die Scheibe wieder nach oben fahren und schaute zu, wie vor ihm das große Gittertor lautlos zur Seite rollte, so daß eine große Lücke entstand.

Im Schrittempo rollte der schwere Wagen an und auf das Gelände des Friedhofs, wo Captain Ashley vor einem Wachhaus stand und mit einem Handzeichen zu verstehen gab, daß der Fahrer stoppen sollte. Das tat der Mann auch. Er stellte sogar den Motor ab, öffnete die Tür und stieg aus.

Ashley mußte sich ein Lächeln verbeißen, als er den Mann sah, der den Wagen verließ. Er gehörte genau zu den Typen, die er nicht mochte. Kleiner als der Durchschnitts-Amerikaner, schütteres, graues Haar, ein dunkler Anzug, ein etwas blasses Gesicht, in dem zunächst nur die Brille mit Goldrand auffiel.

Ashley kam dem Mann nicht entgegen. Er wartete, bis der Besucher auf ihn zutrat.

»Sie kennen meinen Namen, Captain?«

»Ja, man sagte mir, daß Sie Dr. Mertens sind.«

»Richtig.« Dr. Karl Mertens schaute den Captain an, der es gewohnt war, Blicken nicht auszuweichen. Plötzlich spürte Ashley, daß er sich wohl bei diesem Besuchergeirrt hatte, denn in den Augen des Mannes lag ein Ausdruck, der Ashley vorsichtig werden ließ. Energie, Wille und auch Kälte vereinigten sich in diesem Blick. Es war Dr. Mertens anzusehen, daß ersieh durchsetzen konnte, obwohl er nur mit leiser Stimme sprach. »Ich komme aus Washington, Captain, und bin autorisiert worden, den Friedhof zu durchfahren. Allein, versteht sich.«

»Man berichtete es mir. Darf ich fragen, ob es einen besonderen Grund für Ihren Besuch gibt?«

»Sie dürfen, Captain, aber ich werde Ihnen keine Antwort geben. Ich habe meine Gründe.«

»Sehr wohl, Sir. Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie helfen?«

Dr. Mertens überlegte einen Moment. Dann nickte er. »Ja, ich möchte von Ihnen wissen, ob sich noch weitere Besucher auf dem Friedhof befinden?«

»Nein, nur das Personal.«

»Sie meinen die Gärtner.«

»So ist es, Sir.«

»Ich werde den Wagen nehmen, die Entfernungen sind mir doch zu groß.« Karl Mertens gestattete sich ein Lächeln, das der Captain allerdings nicht erwiderte.

»Kann ich Ihnen keine Begleitung mitgeben? Meine Leute sind geschult, sie kennen sich aus.«

»Ich fahre allein, Captain.«

»Natürlich, Sir.«

Dr. Karl Mertens drehte sich um und stieg wieder in seinen Wagen. Als er abfuhr, legte Ashley eine Hand an seinen Helm. Er schaute dem Wagen nach, hinter dessen Heck die Auspuffgase allmählich zerflatterten.

Der Besucher mußte einen hohen Rang beim Geheimdienst oder bei der Regierung besitzen. Wer sich allein auf Arlington bewegte, der war kein Normalverbraucher.

Mittlerweile rollte Dr. Mertens tiefer in das weiträumige Gelände hinein. Der Friedhof schluckte ihn. Er sah die langen Felder mit den weißen Grabsteinen, er sah die sauberen Wege, er rollte unter dem Geäst der hohen Laubbäume her. Darüber spannte sich ein wolkenloser, weiter, azurblauer Himmel, der an einigen Stellen durch weiße Streifen verziert wurde, die Flugzeuge hinter sich herzogen. Ihre Triebwerke waren nicht zu hören. Der Friedhof erstickte in der Stille.

Mertens fuhr langsam. Ab und zu sah er einen der Gärtner. Die Männer waren dabei, die Wege zu säubern, Büsche zu schneiden oder neue Pflanzen und Blumenrabatte anzulegen.

Denkmäler standen stolz auf ihren Sockeln. An verschiedenen Stellen wirkten die frisch gestrichenen Fahnenmasten wie bleiche Leichenarme, die — zum letzten Griff gereckt — noch aus dem Grab

stechen wollten. Karl Mertens hatte sich zuvor informiert. Er wußte genau, wo er hinzufahren hatte. Und zwar lag das Gebiet so ziemlich am Ende des Friedhofs, wo es nicht weniger gepflegt war. Dort waren nicht die großen Helden begraben, die Generäle oder Admiräle, nein, da lagen die einfachen Helden, die auch nur schlichte Steine auf ihre Gräber bekommen hatten. Mertens fuhr über einen der breiten Hauptwege. Aus einem Seitenweg erschien ein Elektrowagen. Er besaß ein schmales Führerhaus und eine Ladefläche. Der Mann hinter dem Lenkrad hielt an und ließ den Cadillac erst vorbei. Es war der letzte Mensch gewesen, der Dr. Karl Mertens vor Erreichen seines Ziels begegnete. Fünf Minuten später fuhr er den Wagen in eine Lücke und stieg aus. Den Rest wollte er zu Fuß gehen. Ein leichter Wind war aufgekommen. Sommerlich warm wehte er gegen den Mann mit der Goldrandbrille.

Unter seinen Sohlen knirschte, als er den Hauptweg verließ, feiner, heller Kies. Er bestand aus besonderen Steinen. Sie wurden nur an einer bestimmten Stelle im Land gefunden, gründlich gewaschen und erst dann nach Arlington gebracht. An dieser Stelle lagen die Grabsteine hinter sorgfältig gestutzten Buschreihen verborgen, die wiederum unter dem Schutz ausladender Baumkronen wuchsen. Sonnenlicht drang nur gefiltert und in Streifen bis auf den Boden.

Selbst die Vögel hielten sich mit ihrem Gesang zurück. Die Stille des Todes hielt den Mann umklammert.

In der Ferne konnte er schon die weiße Mauer sehen. So weit brauchte er nicht zu gehen. Bei der nächsten Einmündung bog er rechts ab. Dort lagen, praktisch in einer Sackgasse, die Gräber, auf die es ihm ankam. Die Meldung hatte ihn vor einigen Tagen erreicht. Ein Besucher hatte ihn praktisch aufgeschreckt. Glücklicherweise gehörte der Mann zur Regierung und besaß auch Beziehungen zum Geheimdienst. Durch seine Aussage war Karl Mertens mißtrauisch geworden. Er hatte lange mit dem Mann gesprochen und seinen

Entschluß gefaßt. Jetzt brauchte er nur mehr wenige Schritte bis zu der Stelle zu laufen, wo er die Gräber wußte.

Vor ihm öffnete sich das Gelände. Dieser letzte Teil wirkte tatsächlich wie eine Sackgasse. Auch hier sah nichts ungepflegt aus. Die Gärtner kannten jeden Heck des Friedhofs wie ihre Westentasche. Mertens verließ den Kiesweg. Er ging über die sehr weiche Graserde. Links lagen mehrere Gräber beisammen. Die Steine darauf sahen aus wie zum letzten Gruß gereckte Hände.

Er mußte nach rechts.

Die drei Gräber fielen auf. Waren die anderen glatt und sehr gepflegt, so sahen sie, die Mertens sich ausgesucht hatte, im Vergleich dazu schlimm aus. Selbst die Steine standen nicht mehr so, wie sie eigentlich hätten stehen müssen. Sie standen schief im Boden, als würden sie jeden Moment zur Seite kippen.

Vorden Gräbern blieb Dr. Mertens stehen. Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und tupfte auch die Wangen ab. Auf den Gräbern hatten mal Blumen gestanden. Jetzt waren sie zertreten worden.

Die Gärtner waren es bestimmt nicht gewesen, auch nicht der Mann, der Mertens alarmiert hatte. Er war der Meinung, daß es die Toten selbst gewesen sein mußten.

Drei CIA-Beamte hatten hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Sie waren als Helden gestorben und auch wie Helden bestattet worden. Wenigstens nach außen hin hatte man ihnen das Prädikat Helden gegeben. Ihr Job in Mittelamerika war weniger heldenhaft gewesen. Man hätte ihn eher als schmutzig, zynisch und verlogen bezeichnen können. Der Amerikaner mit deutscher Abstammung umging die drei Gräber. Auf seine telefonische Veranlassung hin war an ihnen nichts mehr gemacht worden. Sie lagen so da, wie der andere sie vorgefunden hatte. Aufgewühlt, aber von innen!

Das machte Mertens mehr als mißtrauisch. Er trat mit dem Fuß auf

die Graberde. Sein Schuh sank ziemlich weit ein. Der Untergrund war weich. Er hätte jetzt gern einen Spaten gehabt, um tiefer zu graben, aber Mertens gehörte zu den vorsichtigen Menschen. Bevor er eine Sache anging, wollte er sich erst über die genauen Umstände informieren. Er legte seine Hand auf die obere Kante eines Grabsteins. Obwohl dieser schief im Boden stand, gelang es Karl Mertens nicht, ihn zur Seite zu drücken.

Dazu brauchte er mehr Kraft. Hundertprozentig sicher war er sich nicht, doch in seinem Entschluß soweit gefestigt, daß er mit einer entsprechenden Hilfe darangehen konnte, die Gräber aufzuschaufeln. Er hatte dabei an die Militärpolizisten gedacht. Dazu mußten sie vorher vergattert werden. Auch das wollte Mertens erledigen. Sollte sich dann der Zombie-Verdacht bestätigen, würde eine verdammt harte Zeit anbrechen. Kaum vorstellbar, daß CIA-Agenten als lebende Tote durch die Welt liefen.

Selbst Mertens bekam bei dem Gedanken daran eine Gänsehaut. Kopfschüttelnd machte er kehrt und ging den Weg bis zu seinem Wagen wieder zurück. Er war in Gedanken versunken, überlegte sich schon die Folgen und dachte ebenfalls an Gegenmaßnahmen, die er ergreifen mußte. Dabei wollte ihm ein Name nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte den Mann bei einem Einsatz in den Bergen kennen und schätzen gelernt. Gemeinsam hatten sie damals einen Yeti gejagt. Der Mann stammte aus England, war Yard-Beamter, beschäftigte sich aber mit Fällen, die normalerweise verschwiegen wurden. Er jagte Geister, Zombies, Dämonen und ähnliche Gestalten. Deshalb hatte man ihm auch den Spitznamen Geisterjäger gegeben. Richtig hieß dieser Mann John Sinclair.

Als Mertens den Hauptweg erreichte, blendete ihn die Sonne. Er setzte seine dunkle Brille auf und ging mit forschenden Schritten zurück zu seinem Wagen.

Das Dienstfahrzeug stand noch so da, wie er es verlassen hatte. Er

öffnete die Tür und tauchte in das klimatisierte Fahrzeug. Eine Weile blieb er bewegungslos hinterdem Lenkrad sitzen, hing seinen Gedanken nach und hoffte schließlich, daß sich der gesamte Verdacht als Irrtum herausstellen würde. Doch wie es aussah, konnte er diese Hoffnung begraben.

Er startete. Die Automatik ließ den schweren Wagen sanft anrollen. Mertens schaute in den Spiegel — und erschrak. Hinter sich und in der dichten Wand der Büsche glaubte er, eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Er konnte sich auch getäuscht haben, doch irgendwie überkam ihn das Gefühl, daß sich dort für einen kurzen Augenblick eine Gestalt gezeigt hatte.

Ein Gärtner - oder...

An die andere Möglichkeit dachte er sicherheitshalber nicht. Mertens fuhr weiter.

In Arlington raste man nicht. Das Fünfzehn-Meilen-Tempo reichte völlig aus. Auch Mertens hielt sich an diese Regel, doch er hätte sie mißachten sollen.

Es geschah an einer schattigen Stelle und an der Einmündung eines Pfads in den Hauptweg. Gedeckt durch die Büsche hatte dort eine Gestalt gelauert, die den Pfad in dem Moment verließ, als die Schnauze des Caddys sich auf die schmale Kreuzung schob.

Mertens bremste noch — zu spät.

Die Gestalt war bereits da. Ersah einen Mann, derein schmutziges Leichenhemd trug. Mit einer wilden Bewegung warf sich die Gestalt vor und knallte auf die breite Motorhaube des Wagens.

Der Besucher saß fassungslos da. Und er mußte zusehen, wie der andere den rechten Arm hob. Die bleichen Totenfinger des Zombies umklammerten einen schweren Stein, den er gegen die Frontscheibe wuchtete...

Auch mir war mulmig geworden. Obwohl ich des öfteren mit

Zombies zu tun gehabt hatte, konnte ich mich nie an die lebenden Toten gewöhnen. Sie waren so widerlich, so ausgefallen, so etwas von wahnsinnig, denn sie stellten sämtliche Naturgesetze auf den Kopf. Lebende Leichen konnte es nicht geben, und doch tauchten sie immer wieder auf. Und das nicht nur in Filmen.

Michail Schneider war zurückgetreten. »Sie sehen es selbst, Sinclair!« klang seine rauhe Stimme durch die Stille. »Diese Leiche lebt. Wir haben es hier mit einem CIA-Zombie zu tun.«

»Sicher.«

Der Untote hatte die ersten Schritte hinter sich. Er wirkte wie ein Mensch, den man aus dem Schlaf geholt hatte, damit dieser irgendwo hinging. Er war noch längst nicht erholt. Ihm fehlte die Spannkraft, deshalb schwankte und wankte er mehr, als daß er ging. Roboterhaft und breitbeinig näherte er sich der Scheibe. Die Arme gerieten bei jeder Gehbewegung ins Pendeln.

Für mich war das Gesicht der lebenden Leiche nur eine tumbe Maske. Ein völlig starrer, lebloser Ausdruck. Halb offen stand der Mund, eine graue Zunge hing heraus, war vorn abgeknickt und berührte mit ihrer Spitze die Unterlippe. In dem leichenweißen, aufgedunsenen Gesicht mit den blauen Schatten wirkten die Augen wie zwei Glasmurmeln, die jemand in die Höhlen hineingedrückt hatte.

So kam er näher.

Nach einigen Schritten stoppte er die Pendelbewegung seiner Arme und streckte sie aus. Dabei bewegten sich die Finger wie Greifklauen. Nur hatte er kein Ziel, das er anfassen konnte. Die sich öffnenden und schließenden Hände griffen stets ins Leere. Der Zombie machte auf mich den Eindruck, als würde er noch üben.

Ich ließ ihn kommen und hatte auch noch nicht meine Beretta gezogen. Je mehr er sich der Glasscheibe näherte, um so stärker spürte ich den Geruch, den auch die Kälte nicht hatte vertreiben

können. Es war ein widerlicher Leichengestank. Ich hätte mir am liebsten ein Taschentuch vor das Gesicht gepreßt.

Ich trat nur einen kleinen Schritt zurück, wollte zur Waffe greifen, als neben mir die Hand des Russen erschien. Schneider packte die Klappe und knallte sie wieder zu. Er legte auch sofort die Hebel um. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als sich der Zombie in einer wahren Kraftanstrengung nach vorn warf.

Er konnte sich nicht mehr abstützen und prallte gegen die Scheibe. Am meisten litt dabei seine Nase.

Wir alle waren blaß geworden. Auch der Mann mit dem Fischgesicht an der Tür. Ich hörte ihn husteln.

Schneider aber stand vor mir und hob die Schultern. Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn. »Nun?« fragte er und spie auf den Kellerboden. »Wollen Sie noch mehr sehen?«

»Ich glaube, das reicht.«

»Das meine ich auch.«

Ich warf einen Blick auf den Untoten, der durch den Raum wankte und sich nicht entscheiden konnte, ob er sich nun auf die Pritsche legen sollte oder nicht. Wahrscheinlich regte es ihn zu sehr auf, daß sich in seiner Nähe Menschen befanden, er aber nicht an sie herankommen konnte.

»Und er war CIA-Agent!« flüsterte mir Schneider zu. Er hatte seine rechte Hand geballt. »Denken Sie mal darüber nach, Sinclair. Das war ein CIA-Mann.«

»Ist er der einzige Zombie gewesen?«

»Wir haben keine Ahnung, gehen aber davon aus, daß dies nicht so ist. Über die Folgen müßten Sie sich im klaren sein, ohne daß ich ein Wort darüber verliere.«

»Ja, Sie haben recht.« Ich schnickte mit zwei Fingern. »Und jetzt soll ich Ihnen helfen?«

»Nicht nur uns, Sinclair.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind gut. Wenn es noch mehr CIA-Zombies auf dieser Welt gibt, bilden sie selbst für die Agency eine Gefahr. Sie müssen uns, der CIA und auch Ihrem Land den Gefallen tun, indem Sie versuchen, diese Pest zu stoppen. Ihr Freund Wladimir Golenkow hat Sie mir nicht umsonst so sehr ans Herz gelegt.«

»Darf man hier rauchen?« fragte ich.

»Ja, geben Sie mir auch eine.«

Das Fischgesicht wollte keine Zigarette. Schneider bekam auch von mir Feuer. Wir schauten beide dem Rauch nach und hingen unseren Gedanken nach.

»Sind Sie schon zu einem Entschluß gekommen, Sinclair?«

»Noch nicht.«

»Wir können uns nicht mit der Agency in Verbindung setzen. Uns würde man nicht glauben und alles als einen Propagandafeldzug abtun. Sie sind in einer besseren Lage.«

»Da haben Sie nicht unrecht.«

»Deshalb alarmieren Sie die Agency. Setzen Sie sich mit den entsprechenden Leuten in Verbindung.«

»Wenn das mal so einfach wäre.«

»Wo liegt das Problem?«

»Da gibt es genug. Erst einmal bei der CIA selbst. Das ist ein Verein, der mehr für sich arbeitet. Gut, wir sind Verbündete der Amerikaner, aber letztendlich läßt der eine Geheimdienst dem befreundeten nicht in die Karten schauen. Zudem wäre die CIA total blamiert, sollten wir mit unserer Vermutung recht behalten. Wie ich den Verein einschätze, wird man dort versuchen, alles abzustreiten und selbst die entsprechenden Maßnahmen ergreifen. Es ist wirklich nicht einfach.«

»Was wollen Sie dann unternehmen?«

Ich trat die Zigarette aus. »Es trotzdem versuchen, das ist klar.«

Jetzt lachte der Russe sogar. »Dann habe ich ja mein Ziel erreicht.«

»Mit anderen Worten, Sie wollen sich heraushalten?«

»Natürlich. Ich fungierte nur als Tipgeber. Wladimir Golenkow ist von Ihren Fähigkeiten überzeugt. Wenn es nicht gerade die Agency gewesen wäre, hätte er möglicherweise auch mitgemischt, aber so müssen wir uns einfach zurückhalten, um nicht in den falschen Verdacht zu geraten. Sollten Sie bisher gedacht haben, daß wir hinter dieser Sache stecken, so muß ich Ihnen sagen, daß dem nicht so ist. Wir haben damit wirklich nichts zu tun.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Gut.« Schneider drehte sich wieder um und deutete auf den Zombie.

»Einen haben wir. Wie ich von Genosse Golenkow erfahren habe, darf man Zombies nicht am Leben lassen.« Er lachte und sagte.

»Leben ist gut. Wir haben uns sogar etwas einfallen lassen.«

»Und was?«

»Unter seiner Kleidung ist etwas verborgen.« Schneider griff in die linke Jackentasche und holte einen rechteckigen Gegenstand hervor, der nicht größer war als eine Streichholzschachtel. Auf der schwarz lackierten Oberfläche schimmerte ein roter Knopf.

Mir kam ein Verdacht. »Haben Sie etwa...?«

»Ja, Mr. Sinclair. Wir haben den Untoten präpariert. Unter seiner Kleidung ist zwischen den Schulterblättern mit einem Heftpflaster Sprengstoff befestigt worden. Wir haben es geschafft und uns selbst dabei überwinden müssen. Ihnen bin ich den Beweis nicht schuldig geblieben, aber ich möchte auch, daß dieses Wesen vernichtet wird. Wenn ich auf den roten Knopf drücke, ist es aus.«

Die Methode war zwar sicher, ich sperrte mich trotzdem. »Sie vernichten damit einen Beweis. Wenn ich den Zombie erledige, können wir ihn der CIA präsentieren.«

»Würden Sie den Fragen standhalten und uns aus der Sache völlig

heraushalten?«

»Selbstverständlich.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Man würde Sie durch die Verhörmühlen drehen. Möglicherweise auch mattsetzen, falls dieses Geheimnis bei den entsprechenden Stellen bereits bekannt geworden ist. So müssen Sie denken, Mr. Sinclair.«

»Lassen Sie es darauf ankommen.«

Er ging zurück. »Das ist mir zu riskant.«

Ich wollte Schneider nachgehen, hatte aber den Fischäugigen vergessen. »Keinen Schritt, Sinclair!«

Ich drehte mich zu ihm hin. Er hielt wieder seine verdammte Kanone in der Hand. In den Augen flackerte es. Jetzt war er nervöser als vorhin im Wagen.

»Seien Sie doch vernünftig«, versuchte ich es noch einmal. »Wir werden die...«

Ich hörte den Knall der Explosion nur gedämpft und hatte auch nicht gesehen, wie Schneider den Knopf drückte.

Hinter der Scheibe bildete sich ein Kugelblitz, breitete sich in alle vier Richtungen aus, um sehr rasch wieder zusammenzufallen.

»Das war es!« sagte der Russe.

»Ja — leider.«

»Da bin ich anderer Ansicht, Mr. Sinclair.«

Ich ging auf die Scheibe zu. Der Sprengstoff hatte tatsächlich ganze Arbeit geleistet. Es war noch etwas von dem Zombie zu sehen, aber darüber möchte ich lieber schweigen.

Sehr langsam und nachdenklich ging ich wieder zurück. »Fühlen Sie sich jetzt besser, Schneider?«

»Und wie.«

»Ich nicht, denn ich frage mich nun, wie ich der CIA die entsprechenden Beweise vorlegen soll. Die Amerikaner werden mich auslachen.«

»Das glaube ich nicht. Wir sind der Ansicht, daß gewisse Kreise in der Agency genau Bescheid wissen. Stören Sie diese Kreise, reißen Sie sie auf, das wird am besten sein.«

»Ich werde es versuchen.«

Michail Schneider deutete zur Tür. »Mein Begleiter wird Ihnen keinen Stein in den Weg legen, wenn Sie das Haus verlassen wollen. Viel Glück, Mr. Sinclair. Sie können ja schweigen, oder?«

»Keine Sorge, der Secret Service oder MI 6 erfahren nichts von unserer kleinen Unterredung und Ihrem Schlupfwinkel hier.«

»Den geben wir auf.«

»Hätte ich auch getan.« Mit diesen Worten verabschiedete ich mich von Schneider und ging an Fischauge vorbei. »An deiner Stelle würde ich mich mal waschen, Meisler. Oder willst du auch so stinken wie ein Zombie?«

Er holte saugend Luft, sein rechter Arm zuckte, doch er schlug nicht zu. Mein Ziel war die Hintertür. Ich öffnete sie; trat in den Hof und konnte mich im Sonnenschein baden. Der Sommer kehrte zurück. Die Sonne ließ alles gleich freundlicher erscheinen. Da sah das Grün der Bäume heller aus, da wurden die Kinder aus den Häusern gelockt, und die Vögel sangen wieder.

Ich sah zahlreiche Jungen und Mädchen, die zwischen den neuen Häusern spielten.

Sie alle waren ahnungslos. Wenn ich daran dachte, daß sich in ihrer Nähe ein Zombie aufgehalten hatte, wurde mir jetzt noch ganz anders. Es gab ihn nicht mehr, dieser CIA-Agent McGivern war nun richtig gestorben. Aber wie viele seiner Artgenossen existierten noch und arbeiteten für die Agency?

Dachte ich näher darüber nach, blieb eine Gänsehaut nicht aus. So etwas konnte sich zu einem weltweiten Skandal entwickeln. Damit es nicht dazu kam, mußte ich verdammt schnell handeln und zunächst einmal meinen Chef, Sir James Powell, ins Vertrauen ziehen. Er

besaß weltweite Beziehungen, auch bei der Agency.

London ist die Stadt der Taxis. Das merkte ich sehr schnell. Es dauerte nicht einmal zwei Minuten, bis ich einen Wagen gefunden hatte, der mich zu meiner Wohnung brachte. Von dort wollte ich zunächst einmal in Ruhe telefonieren...

Dienstwagen wie der Cadillac des Dr. Karl Mertens besaßen Scheiben aus Panzerglas. Personen wie er waren stets gefährdet. Normalerweise fuhr Mertens auch nicht ohne Begleitschutz, in diesem Fall jedoch war es wichtig für ihn gewesen, allein zu sein.

Der Zombie hatte Pech. Zwar hämmerte er den Stein gegen die Scheibe, aber diese zerbrach nicht. Sie bekam wohl einen Kratzer, eine schräge Schramme, als der Stein abrutschte, das war alles. Dr. Karl Mertens hatte seinen ersten Schreck überwunden. Während er erneut startete, nahm ersieh noch die Zeit, in das Gesicht des Zombies zu schauen.

Es war eine von schmutziger Graberde beschmierte Fratze mit glanzlosen Kugelaugen und einem weit geöffneten Mund. Zu beiden Seiten des Kopfes hing das blonde Haar wie frisch gekämmte Teppichfransen nach unten. Auch zwischen den einzelnen Strähnen klebten kleine Dreckklumpen.

Mertens fuhr an.

Diesmal scherte er sich einen Teufel um Geschwindigkeitsbegrenzung und Grabruhe der Toten. Der schwere Wagen startete mit einem regelrechten Bocksprung. Die Reifen wühlten sich durch den Kies, der regelrecht wegspritzte. Glücklicherweise war der Weg breit genug, so daß Mertens das Fahrzeug auch in Schlangenlinien lenken konnte, denn nichts anderes hatte er vor. Ein Zombie besitzt übermenschliche Kräfte. Er würde sich bestimmt auf der Motorhaube noch festkrallen können, doch gegen die Fliehkraft kam auch er nicht an.

Seinen linken Arm hielt er ausgestreckt. Mit der Hand klammerte er sich seitlich an der Motorhaube fest. Wo das geschah, sah Mertens nicht. Als der Zombie zum zweiten Mal zuschlagen wollte, riß der Mann das Lenkrad mit einem harten Kuck nach rechts, und der schwere Wagen machte die Bewegung folgsam mit.

Der Zombie mußte den Kräften der Physik gehorchen und rutschte in die andere Richtung. Dabei geriet er sehr nahe an den Rand der Haube. Dabei drehte er sich noch, der Stein kratzte noch einmal leicht über die Scheibe, dann war der Körper plötzlich verschwunden. Mit den rechten Vorderreifen geriet der schwere Wagen noch über den Kantstein. Das Rad wühlte noch ein Stück Rasen auf, dann lenkte Mertens gegen und bremste auch etwas ab.

Er schaute in den Rückspiegel.

Eigentlich hätte der Zombie dort liegen müssen, doch er sah ihn nicht. War der Untote vielleicht bis in das Gebüsch geschleudert worden?

Mertens konnte es sich nicht vorstellen und bekam noch einmal einen großen Schrecken eingejagt, als die lebende Leiche am Seitenfenster auftauchte.

Wo sich der Zombie festgekrallt hatte, war für Mertens nicht ersichtlich. Ihm reichte auch das widerliche Gesicht, und er nagelte mit dem Fuß das Bremspedal fest.

Auf dem Kies rutschte der Wagen noch ein Stück, bevor er stand. Der Zombie wurde durchgeschüttelt und verschwand.

So schnell wie möglich fuhr Mertens wieder an. Bei einem erneuten Blick in den Spiegel sah er die lebende Leiche auf dem gepflegten Kiesweg liegen.

Er hatte es geschafft!

Plötzlich mußte er lachen. Er wollte es nicht, er lachte einfach los. So verschaffte er sich Erleichterung. Trotz Air-condition war er in Schweiß gebadet, die letzten zwei Minuten waren ungemein stressig

gewesen.

Hinter ihm richtete sich der Untote schwankend wieder auf, blieb auf dem Weg und lief dem davonfahrenden Wagen mit torkelnden Bewegungen nach, ohne die Chance zu haben, ihn je zu erreichen. Mertens ging vom Gas. Er wollte bewußt langsamer fahren, um seine Gedanken ordnen zu können. Einen Zombie hatte er entdeckt, aber es waren drei aufgewühlte Gräber gewesen, und er konnte sich nicht vorstellen, daß die beiden anderen Untoten wieder in die Gräber zurückgekröchen waren. Sie mußten sich hier irgendwo in dem gewaltigen Areal versteckt haben.

Was folgte daraus?

Eine Jagd auf Zombies? Das war klar. Nur würde so etwas auch in Arlington nicht heimlich geschehen können. Das sprach sich herum: Wer dieses amerikanische Heiligtum antastete, der wurde besonders genau unter die Lupe genommen.

Also die Untoten zunächst einmal in Ruhe lassen! So etwas ging auch nicht, denn die lebenden Leichen machten Jagd auf Menschen, und Personal befand sich auf dem Friedhof. Wenn nur ein Gärtner starb, würde Mertens sich schwere Vorwürfe machen.

Er blieb bei seinem ersten Plan, die Wachtposten einzuweihen. Zombies konnte man auf verschiedene Art und Weisen endgültig töten, und die entsprechenden Waffen besaßen die Männer.

Er verfolgte den Gedanken weiter und kam zu dem Resultat, daß es mit den drei untoten ehemaligen CIA-Leuten bestimmt nicht beendet war. Sicherlich gab es noch mehr lebende Leichen, möglicherweise war ein Teil der Agency schon verseucht.

Als Mertens daran dachte, mußte er schlucken und hatte sogar Schwierigkeiten, Luft zu bekommen.

Dann war noch wichtig, daß er in London anrief. Er hatte John Sinclair erlebt, dieser Mann war genau der richtige. Ob Yeti oder Zombie, er würde keine Furcht haben und besaß auch die nötige

Verschwiegenheit, um ihn in so brisante Fälle einzuweihen.

Mertens hielt während der Fahrt die Augen offen. Oft genug streiften seine Blicke die wohlgestutzten Buschränder an den Seiten des Wegs, aber er entdeckte nichts Verdächtiges. Die Männer, die er sah, gehörten zum Personal.

Den breiten Eingang entdeckte er noch nicht, aber er sah bereits die beiden Sternenbanner im Wind flattern. Auch hatte sich der Weg noch mehr verbreitert. Die im Sonnenschein schimmernden Denkmäler huschten vorbei, dann erschienen die ersten Posten der MP. Die Männer salutierten, als er sie passierte.

Vor der großen Wachbaracke ließ Mertens den Cadillac ausrollen. Man hatte seine Ankunft bereits bemerkt. Captain Ashley verließ den Bau, schaute zu, wie der Mann ausstieg und schüttelte leicht den Kopf. »Ist Ihnen nicht gut, Sir?« fragte er.

Mertens blieb neben dem Wagen stehen. Er wirkte dadurch noch kleiner.

»Gehen wir rein«, sagte er. Seine Stimme klang müde. Das gefiel ihm selbst nicht.

»Bitte nach Ihnen, Sir.«

»Ja, danke.«

Das Büro des Captain war nüchtern eingerichtet, sein Schreibtisch aufgeräumt und blankpoliert. Die Fahne hing an der Wand, daneben das Bild eines lächelnden Präsidenten. Zwei Bcsucherstühle standen neben dem Aktenschrank und vor dem relativ großen Fenster. Mertens trat an das Fenster. Er hörte, wie Ashley hinter ihm die Tür leise schloß. Erst als sich der Captain räusperte, drehte er sich um. Der Mann aus Washington hatte seine alte Sicherheit zurückgefunden. Mit gewohnt leiser, aber deutlicher Stimme stellte er die erste Frage: »Sind Sie Geheimnisträger, Captain?«

»Ja, Sir!«

»Welche Stufe?«

»Secret.«

»Also nicht die höchste?«

»Nein, Sir.«

»Was ist mit Ihren Leuten?«

»Sie haben die übliche Stufe der Geheimhaltung, Sir.«

»Dann werden sie gleich von mir vergattert und eine noch höhere bekommen. Sie werden mit Ihnen gleichgestellt, Captain.«

Ashleys Gesicht verlor an Farbe. »Ich will Ihnen ja nicht hineinreden, Sir, aber sind Sie tatsächlich davon überzeugt, daß dies nötig sein wird?«

»Das bin ich.«

»Verstanden.«

»Und jetzt holen Sie Ihre Leute zusammen. Alle. Ich möchte sie innerhalb kürzester Zeit hier haben, weil ich ihnen etwas sagen muß, das mir kaum jemand glauben wird, aber ich schwöre Ihnen, Captain, es sind Tatsachen.«

Ashley verließ den Raum mit einem kalten Gefühl im Nacken. Ihm wurde plötzlich der Hemdkragen verdammt eng...

Zwanzig Minuten später hatten er und seine Männer das Gefühl, in einem Gruselfilm mitzuwirken. Was dieser Mann aus Washington ihnen berichtet hatte, klang so unglaublich, daß sie es einfach nicht für bare Münze hielten.

Keiner der angetretenen Soldaten wagte es, einen Einwand vorzubringen oder gar Widerspruch, das überließen sie dem Captain. Auch der fühlte sich in seiner Rolle nicht wohl und mußte sich zunächst die Kehle freiräuspern, bis er ein Wort herausbrachte.

»Sir, ich kenne Ihre Legitimation, ich weiß, daß Sie zu den hohen Geheimnisträgern zählen, und ich weiß es zu schätzen, daß Sie uns Ihr Vertrauen entgegenbringen...«

»Kommen Sie zur Sache, Captain!«

»Yes, Sir.« Ashley schluckte. Er brauchte Mut, um den nächsten Satz hervorzubringen. »Ich kann Ihnen leider nicht glauben, Sir.«

Mertens explodierte nicht, er sagte auch nichts, sondern nahm seine Brille ab und begann damit, die Gläser zu putzen. »Captain, ich kann Sie sogar verstehen, wenn Sie mir nicht glauben wollen. Leider entspricht mein Bericht den Tatsachen. Oder glauben Sie«, jetzt wurde Mertens' Stimme schärfer, »daß ich nur hergekommen bin, um auf dem Friedhof einen kleinen Spaziergang zu machen?«

»Natürlich nicht, Sir.«

»Dann nehmen Sie bitte zur Kenntnis, und das gilt für alle hier, daß mein Bericht voll und ganz den Tatsachen entspricht. Drei Gräber auf diesem Friedhof sind von ihren Toten verlassen worden. Als Zombies, verstehen Sie? Als lebende Leichen. Ein Zombie griff mich an, die anderen sah ich nicht. Wir müssen aber davon ausgehen, daß sie sich noch auf dem Friedhof aufhalten. Deshalb bleibt es bei meiner Forderung. Es wird hier nur eine Wache, bestehend aus zwei Männern, zurückgelassen. Und jetzt möchte ich keine Diskussion mehr. Lassen Sie die Männer in die einzelnen Gebiete ausschwärmen. Und noch eines. Zombies erledigt man, indem man ihnen in den Kopf schießt. Man muß das Gehirn treffen.«

Mehr sagte Mertens nicht. Er wußte dies von John Sinclair, mit dem er sich vor einigen Monaten lange unterhalten hatte und bei der Unterredung auch das Thema Zombies angeschnitten worden war. Die Männer traten ab.

Ashley und Dr. Mertens blieben zurück. »Ich hoffe, daß ich alles richtig gemacht habe, Captain.«

»Und wenn wir die... die... Wesen nicht finden?«

»Dann gnade uns Gott, aber nicht nur uns, auch einigen anderen Personen.«

Es wurde eine sehr intensive Suche, weil der Plan so hervorragend war. Die Männer gingen systematisch vor, sie durchkämmten den

Friedhof, und Mertens fuhr wieder dorthin, wo er die aufgewühlten Gräber gefunden hatte. Diesmal besaß er das nötige Werkzeug, um Gräber ausheben zu können. Die Soldaten hatten Spaten mitgebracht. Zwei von ihnen begannen auf Mertens' Anweisung hin die Gräber aufzuschaukeln. Sie arbeiteten schnell und ohne Pause. Schon bald entdeckten sie die eingedrückten Überreste eines Sargs. Er hätte dem Druck der Erde an sich noch standhalten müssen, aber er war zerstört. Höchstwahrscheinlich von innen und durch die gewaltige Kraft der lebenden Leiche, die ihn unbedingt hatte verlassen wollen.

Sie fanden in dem ersten Grab keinen Toten und auch nicht in den beiden anderen.

Die Soldaten waren bleich geworden. Sie schauten sich sogar vorsichtig um, ob jemand in der Nähe lauerte. Da war nichts.

»Sir, Sie haben wohl recht gehabt.«

»Und ob. Holen Sie Ihren Captain her.«

Die Männer standen über drahtlosen Funk miteinander in Verbindung. Ashley befand sich nicht weit entfernt. Schon zwei Minuten später vernahmen die Wartenden den Knall einer zuschlagenden Wagentür, dann erschien der Captain bereits.

Mertens deutete auf die Gräber. »Schauen Sie sich das an, Ashley. Sie sind leer, die Särge zerstört, aber von innen, und von den Leichen verlassen.«

Der Offizier schluckte. Ihm fehlten einfach die Worte. »Wir haben aber nichts gefunden«, sagte er schließlich.

»Ja, leider.«

»Sollen wir noch einmal den Friedhof durchkämmen.«

»Ja, bis zum Einbruch der Dunkelheit.« Es hatte nicht viel Sinn, das wußte Mertens selbst, aber er wollte keine Möglichkeit ungenutzt lassen. Das Personal hatte ebenfalls nichts bemerkt. Ihnen war kein Zombie über den Weg gelaufen.

Als die Schatten der Dämmerung die weiten Gräberfelder grau

werden ließ, brach Dr. Mertens den Einsatz ab. Es hatte keinen Sinn mehr. Sie hätten noch zwei Tage und zwei Nächte weitersuchen können, ohne etwas zu finden. Die Gärtner waren längst gegangen. Der Friedhof wirkte plötzlich leer und kalt. Kühlere Luft wehte herbei. Sie traf mit der wärmeren zusammen, und erste dünne Nebelfelder legten sich schleiergleich über die zahlreichen Gräber.

An Mertens' Wagen trafen er und Captain Ashley zusammen. Der Einsatz war beendet.

»Wir fahren wieder zurück«, sagte der Mann aus Washington.

»Begleiten Sie mich, Captain.«

Ashley hielt Mertens die Tür auf. Bevor sie starteten, fragte Mertens:

»Glauben Sie mir jetzt?«

»Auch wenn es mir trotz der geöffneten Gräber noch schwerfällt, ich glaube Ihnen.«

»Hoffentlich halten Ihre Leute dicht.«

»Sie sind dazu vergattert worden und wissen, was auf dem Spiel steht.«

Dr. Mertens startete. »Wenn es uns gelingt, die Lawine aufzuhalten, werde ich Sie einladen, Captain. Lieben Sie gutes Essen?«

»Sehr.«

»Ich auch.«

»Sir, ich hoffe nur, daß wir es noch genießen können.«

Mertens nickte. »Ja, dafür können Sie beten.«

Captain Ashley schwieg und hing seinen Gedanken nach. Erst nach einer Weile meinte er: »Darf man fragen, was Sie nun vorhaben, Dr. Mertens?«

Der schaute in den Rückspiegel. Er sah die Scheinwerfer der hinter dem Caddy fahrenden Wagen, in denen die Soldaten saßen. »Ich setze mich mit London in Verbindung.«

»Sie wollen Hilfe holen?«

»Ja, es geht nicht mehr ohne.«

Der Captain schaute über den dünnen Dunst und runzelte die Stirn. »Es ist traurig, daß eine Nation wie die amerikanische nicht in der Lage ist, derartige Probleme selbst zu lösen. Finden Sie nicht auch, Sir?«

»Vielleicht wären wir das sogar, doch es gibt immer wieder Dinge, die man einem Spezialisten überlassen muß. So wird das auch hier geschehen.« Sie hatten ihr Ziel erreicht, und Mertens ließ den Caddy ausrollen. Automatisch hatten sich Lampen eingeschaltet. Sie gaben ein bläulichweißes Licht ab, das sie in Form von Kegeln dem Boden entgegenschickten, wo sich die hellen Kreise abmalten. Mertens und der Captain stiegen aus. Ashley schüttelte den Kopf.

»Komisch«, murmelte er. »Eigentlich hätten sie schon kommen müssen. Wo stecken die beiden?«

»Sie sprechen von den Wachtposten?«

»Ja.«

Der Captain lief auf die Wachbaracke am Tor zu. Mertens hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben. »Rechnen Sie mit dem Schlimmsten, Captain, mit dem Allerschlimmsten!«

Ashley blieb stehen. »Glauben Sie tatsächlich, daß diese Wesen zwei Soldaten übertölpeln können?«

»Übertölpeln?« Mertens lachte. »Die machen ganz andere Dinge, das sage ich Ihnen.«

»Das kann ich einfach nicht fassen.«

Mertens blieb an der Tür stehen. »Halten Sie Ihre Waffe schußbereit, Captain Ashley.«

»Ja, Sir.«

Die übrigen Soldaten hatten ihre Jeeps verlassen und warteten im Hintergrund. Ihnen hatte niemand zu sagen brauchen, was sie tun sollten, sie kannten auch so ihre Spielregeln.

Im Innern des Wachhauses brannten die Lampen. Mertens zog die

Tür vorsichtig auf, da er auch jetzt mit unliebsamen Überraschungen rechnete. Ertrat über die Schwelle — und sah das Blut!

Es hatte eine große Lache gebildet. Ashley, der folgen wollte, wurde von Mertens zurückgehalten, konnte jedoch einen Blick über dessen Schulter werfen und wußte Bescheid.

»Großer Gott!« preßte er hervor.

Die beiden Wächter lagen nicht weit entfernt. Sie waren tot und würden auch nicht mehr zu Zombies werden, denn ihre Mörder hatten ihnen Schlimmes angetan.

Die Männer verließen mit bleichen, harten Gesichtern das Haus. Es blieb Captain Ashley überlassen, seine Leute zu informieren. Er sprach mit tonloser Stimme.

Mertens stand einige Schritte von ihm entfernt. Sein Blick war ins Leere gerichtet, die Gedanken drehten sich nur um ein Thema. Bisher hatte er gehofft, ohne Schaden aus dieser Lage herauszukommen. Dies hatte sich als Irrtum erwiesen.

Mertens fuhr noch nicht. Er beteiligte sich auch an der Spurensuche. Und die Soldaten fanden etwas.

Die Zombies mußten abgeholt worden sein, denn die Männer entdeckten Reifenabdrücke, die nicht zu ihren Fahrzeugen gehörten. Der Mann aus Washington wollte allein sein. Er setzte sich in seinen Wagen und dachte nach.

Die drei lebenden Leichen waren nicht zu Fuß geflohen. Man hatte sie weggeschafft. Dies ließ darauf schließen, daß sie nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hatten.

Jemand steckte als Chef und Führer hinter ihnen. Eine gefährliche, unbekannte Person, auf dessen Liste die Untoten standen. Aber wer war der Mann?

Da konnte Mertens nicht einmal raten.

Ich habe es mir abgewöhnt, über bestimmte Dinge nachzudenken.

Was kommen soll, das kommt auch. Ich erlebte dieses Phänomen abermals, als ich von meiner Wohnung aus versuchte, Sir James zu erreichen. Im Club erwischte ich ihn.

Er sagte nicht viel, sondern bestellte Suko und mich ins Bür. Suko war zu Hause. Er schaute mich fragend an, als ich ihm erklärte, wohin wir fahren sollten. »Was gibt es denn?«

»Keine Ahnung. Es scheint zu brennen, wenn Sir James an einem Samstag die Pferde scheu macht.«

»Das glaube ich allmählich auch.« Suko streifte seine dünne Jacke über.

»Wir können.«

Es war ein völlig anderes Gefühl, samstags durch London und zum Dienst zu fahren. Zwar herrschte nach wie vor viel Verkehr, aber wir kamen besser durch als an den übrigen Wochentagen. Unterwegs berichtete ich Suko von meiner Entführung.

Mein Freund und Kollege kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

»Wenn du es mir nicht erzählt hättest, würde ich es als unglaublich einstufen, aber so denke ich anders darüber.«

»Der Tip kam vom KGB.«

»Nur ein wenig spät.«

»Wie meinst du das?«

Suko hob die Schultern. »Kannst du dir vorstellen, daß bereits ein Teil der Agency verseucht ist?«

»Vorstellen nicht, aber ich denke bereits daran.«

»Wenn ich du wäre, John, würde ich den Fall, den Sir James für uns hat, hinten anstellen und mich mit den entsprechenden Leuten in der Agency zusammensetzen.«

»Das ist im Prinzip richtig. Ich frage mich nur, wem ich dort noch vertrauen kann.«

Unser Gespräch versickerte, da wir unser Ziel erreicht hatten. Ich steuerte den Rover auf den kleinen Parkplatz am Hintergebäude und

ließ ihn dort stehen.

Auch am Wochenende schläft Scotland Yard nicht. Es herrschte bereits eine gewisse Hektik in der Halle. Mehrere Beamte hatten sich dort eingefunden und besprachen noch letzte Details. Worum es bei ihrem Einsatz ging, erfuhren wir nicht, denn wir befanden uns bereits auf dem Weg nach oben, wo Sir James in seinem Büro stand, uns den Rücken zudrehte und aus dem Fenster schaute.

Ich hatte geklopft. Unser Chef drehte sich nicht einmal um. »Setzen Sie sich bitte.«

Seine Stimme hatte irgendwie müde geklungen. Das war auch Suko aufgefallen. Er warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu, hob die Schultern und nahm Platz.

Ich hatte mich ebenfalls niedergelassen. Beide warteten wir, bis unser Chef das Wort ergriff. Er drehte sich um und steuerte seinen Schreibtisch an, auf dem ein Glas Wasser stand. Er trank dieses kohlendensäurefreie Zeug schon seit Jahren.

»Die Lage ist ernst«, sagte er plötzlich, »obwohl wir nicht direkt betroffen sind.«

»Worum geht es?« fragte Suko.

Sir James runzelte die Stirn. »Soweit ich informiert bin, um Zombies, meine Herren.«

Ich horchte natürlich auf. »Darf ich eine Zwischenfrage stellen, Sir?«

»Bitte, John.«

»Hat dieser Zombie-Fall möglicherweise etwas mit der CIA zu tun?«

Er starrte mich an. Hinter den dicken Brillengläsern wirkten seine Augen groß und eulenhaft. »Sie sind bereits informiert?«

»Ein wenig. Man hat mich heute morgen entführt und mir einen Zombia gezeigt.«

»Wer kidnappte Sie?«

»Zwei Russen.«

»Und die zeigten Ihnen eine lebende Leiche?«

»Ja, einen Zombie, der einmal zu den Agenten der CIA gehört hat, Sir. So ist es gewesen.«

Der Superintendent lehnte sich zurück. »Dann berichten Sie bitte, John.«

Ich faßte meine Erlebnisse in wenigen Sätzen zusammen und hatte meinen Chef selten so sprachlos gesehen wie in diesen Minuten. Dann schlug er mit der flachen Hand auf seine Schreibtischunterlage.

»Das kann kein Zufall sein, öderes ist halt das Leben. Genau um diesen Fall geht es. Man rief mich an. Vielmehr hat jemand versucht, Sie anzurufen, John. Ein gewisser Dr. Karl Mertens, der meinte, daß Sie ihn gut kennen.«

Ich schüttelte zunächst den Kopf, dachte dann intensiver nach und schlug mir schließlich gegen die Stirn. »Natürlich, Sir, Karl Mertens, ich lernte ihn in den Staaten kennen, als wir den Yeti jagten. [\[2\]](#) Ein äußerlich unscheinbarer, aber dennoch sehr fähiger Mann, kann ich Ihnen sagen. Mertens muß bei der Regierung oder beim Geheimdienst einen besonderen Posten innehaben.«

»Ja, das stimmt. Jedenfalls gehört er zu den Leuten, die an den Schalthebeln sitzen und etwas in Bewegung bringen können. Nicht nur, wenn es um einen Yeti geht.«

»Er weiß also von diesem untoten CIA-Agenten.«

»Von mehreren. Wenn ich seine drei mitzähle, kommen wir bereits auf die Zahl vier.«

Ich starrte meinen Chef an. »Das ist in der Tat ein Hammer. Wo vier sind, können auch acht oder noch mehr sein.«

»Genau das befürchtet Dr. Mertens auch, und deshalb bat er um unsere Hilfe, John. Ihre beiden Flugtickets liegen schon bereit. Sie müssen so schnell wie möglich nach Washington fliegen.«

»Das ist selbstverständlich, Sir.«

»Dr. Mertens hat alles vorbereitet. Man wird Ihnen beiden in den Staaten keine Steine in den Weg legen.«

»Ist die Agency bereits unterwandert?« fragte Suko.

Sir James hob die Schultern. »Ob Agency oder Pentagon, es wäre alles gleich schlimm.«

Ich horchte auf. »Wie kommen Sie gerade auf das Pentagon?«

»Weil Dr. Mertens ein Mann im Pentagon ist. Ein Beamter des amerikanischen Verteidigungsministeriums. Stellen Sie sich einmal vor, John, dort halten sich Zombies auf. In den Bunkern unter dem fünfeckigen Bau, in diesen atombombensicheren Anlagen, zu denen nur bestimmte Menschen Zutritt haben. Können Sie sich denken, was passiert, wenn Zombies dort das Sagen haben?«

»Nein, Sir.« Ich räusperte mich. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Oder will es mir nicht vorstellen.«

»Die Russen denken ähnlich, sonst hätte man Sie nicht alarmiert. Es zeigt uns auch, daß sie nicht hinter dieser Sache stecken.«

»Wenn Sie das sagen, Sir, gehen Sie davon aus, daß es einen Hintermann oder mehrere Hinterleute gibt.«

»Ja, das meine ich.«

»Der natürlich unbekannt ist.«

»Leider.«

Suko und ich schauten uns an. »Ich glaube«, sagte mein Freund, »wir werden so rasch wie möglich nach Washington fliegen. Wenn die Tickets bereitliegen, ist es kein Problem.«

Damit war auch Sir James einverstanden. Als er uns verabschiedete, war sein Gesicht ernst wie selten. Nicht nur er wußte, welche Verantwortung auf unseren Schultern lastete. Die Agency oder das Pentagon in der Hand von Untoten.

Darüber durfte man nicht nachdenken. Oder man steckte einfach den Kopf in den Sand.

Nur hatten wir das gerade nicht vor!

Wenn die Amerikaner etwas organisieren, dann machen sie es perfekt. Vorausgesetzt, es handelt sich nicht um solch schwierige Dinge wie die Befreiung von Geiseln aus einem Krisengebiet. Bei Suko und mir aber lief alles glatt. Den Flug über den Atlantik hatten wir genutzt, um beide eine Mütze voll Schlaf zu nehmen. Außerdem waren wir mit dem schnellsten Verkehrsflugzeug der Welt gedüst, mit der Concorde, die auch Heathrow anflieg.

Bei uns in London war das Sommerwetter in den letzten zwei Wochen mehr als bescheiden gewesen. Spötter sagten auch wechselhaft. Eine Regenfront wechselte die andere ab. Das hatten wir in Washington nicht zu befürchten. Wir sahen den strahlend blauen Himmel und landeten mitten im Sommer.

Als die Maschine aufsetzte, fragte mich Suko: »Wie fühlst du dich?«

»Gerädert.«

»Trotz des Schlafs?«

»Genau.«

»Oder denkst du an die Zombies?«

»Auch das.«

Wir ließen uns mit dem Aussteigen Zeit, weil wir - das hoffte ich stark - die Formalitäten nicht über uns zu ergehen lassen brauchten. Mertens würde dafür sorgen.

»Was ist dieser Kerl eigentlich für ein Typ?« fragte Suko mich, als wir uns aus den bequemen Sesseln erhoben und nach dem Handgepäck griffen.

»Unscheinbar.«

»Das sind viele.«

Ich drehte mich im Gang zwischen den Sitzen zu Suko hin um. »Aber hinter Mertens steckt eine Macht. Was er genau macht, kann ich dir nicht sagen, er muß ein hohes Tier im

Verteidigungsministerium sein. Jedenfalls hat er Einfluß, und er kann knallhart sein. Laß dich nur nicht durch sein Äußeres täuschen.«

»Keine Sorge, ich reiße mich zusammen.«

Über dem Flughafen lag die warme Sommerluft, in die sich eine laue Brise mischte. Es tat gut, diese Temperaturen zu spüren, nach all dem verdammten Regen in London.

Ich erkannte Dr. Karl Mertens sofort. Er war korrekt gekleidet, der blaugraue Anzug ließ ihn vornehm erscheinen. Mit seiner Goldrandbrille wirkte er wie ein Uni-Professor. In seiner Nähe standen einige Männer in Uniform, die auch bewaffnet waren.

Ich winkte ihm zu.

Karl Mertens lächelte und gab den Gruß zurück, bevor er sich in Bewegung setzte und uns entgegenkam.

»Das also ist er«, sagte Suko leise. »Du hast recht, er fällt tatsächlich kaum auf.«

»Unterschätze ihn nur nicht.«

»John Sinclair, ich begrüße Sie und Ihren Kollegen Suko, von dem ich ebenfalls viel gehört habe.«

»Hoffentlich nicht zu viel Schlechtes.«

»Nein, keine Sorge, Suko. Das geht schon in Ordnung. Sie waren bei der Jagd nach dem Yeti ja nicht dabei.«

»Nein. Oft genug löst John die Fälle ohne mich. Irgendwann wird er einmal reinfallen.«

»Hoffentlich nicht bei diesem.«

»Jetzt bin ich ja bei ihm.«

Dr. Karl Mertens nickte und rückte seine Brille zurecht. Sein Gesicht war ernst geworden. »Es klingt unglaublich«, sagte er, »aber es ist eine Tatsache. Wir müssen leider davon ausgehen, daß Teile der CIA unterwandert sind.«

»Ich weiß, Dr. Mertens.«

»Ja, ich sprach mit Ihrem Chef...«

»Nein, ich habe die Informationen aus anderer Quelle erhalten.«

Mertens schaute mich erstaunt an. »Wie?«

»Von der Gegenseite. KGB!«

Mertens' Gesicht wurde zur Maske. »Dann steckt also der KGB dahinter. Verflixt, ich hätte es mir denken können. Natürlich habe ich die Möglichkeit auch in Erwägung gezogen, aber ich wollte es einfach nicht glauben. Die Russen sind...«

»In diesem Falle sehr fair gewesen«, unterbrach ich Mertens. »Sie haben mich nicht nur gewarnt, sondern auch einen Ihrer Leute mir als Zombie vorgeführt.«

»Was?«

Ich lächelte. »Sollen wir das nicht besser bei einem Drink bereden? Soviel Zeit haben wir noch — oder?«

»Sorry, natürlich. Die Bar ist nicht weit weg. Kommen Sie.«

Wir ließen die Uniformierten stehen und betraten einen Teil der gewaltigen Flughalle, durch deren große Scheiben das Sonnenlicht fiel und das Innere aufhellte.

Eine Bar fanden wir in einem ruhigen Teil. Wir setzten uns an einen runden Tisch und bestellten Fruchtsaft-Drinks. Ich berichtete mit leiser Stimme von meinen Erlebnissen, und Dr. Mertens konnte nur den Kopf schütteln.

»Trauen Sie den Russen denn, John?«

»In diesem Fall ja. Ich kenne Wladimir Golenkow und kann sagen, daß sich zwischen uns so etwas wie eine Freundschaft entwickelt hat, die über Grenzen hinausgeht. Wir respektieren und akzeptieren uns und tauschen auch gegenseitig Informationen aus. Wladimir Golenkow hat bei mir bisher noch nicht falschgespielt, und er hat mich nicht aus Harne gewarnt, sondern aus reiner Sorge. Auch dem russischen Geheimdienst kann es nicht gefallen, daß die CIA plötzlich Zombies losschickt.«

Mertens strich über sein graues Haar. »Sie wissen nicht, wie der

Mann hieß, der explodierte?«

»McGivern.«

Mein Nebenmann überlegte. »Ja«, murmelte er. »Ja, dieser Name steht auf der Liste der Toten.«

»Es muß ihn in Afghanistan erwischt haben.«

»Das ist möglich. So genau bin ich über die Einsätze der Agency nicht informiert, obwohl wir vom Pentagon in der letzten Zeit enger mit der Agency zusammenarbeiten.«

»Eine Frage und eine Bitte um ehrliche Antwort, Karl. Kommen Sie an die Schaltzentrale der Macht?«

Mertens schaute mich intensiv an. Dann nickte er. »Ja, es ist mir möglich.«

»Und wem vertrauen Sie noch im Pentagon?«

»Niemandem.«

»Sie rechnen also damit, daß sich dort auch Zombies eingenistet haben?«

»Nein, das nicht, es würde ja auffallen. Aber ich könnte mir vorstellen, daß es unter meinen höhergestellten Kollegen Männer gibt, die über die Infiltration Bescheid wissen und sie möglicherweise noch unterstützen.«

»Das ist ein schwerwiegender Vorwurf«, sagte Suko.

»Allerdings. Nur fehlen mir leider noch die Beweise, um ihn erhärten zu können.«

Ich räusperte mich. »Welchen Spuren sind Sie nachgegangen, Karl? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie untätig gewesen sind. Was haben Sie herausgefunden?«

»Wenig genug.«

»Aber immerhin mehr als nichts.«

Er nahm einen Schluck Saft. »Das ist so eine Sache. Wir haben natürlich die Spuren gesammelt und ausgelotet. Wir zogen einen gewaltigen Kreis, und ich möchte Ihnen noch erklären, wie alles

genau begonnen hat.«

»Bitte.«

Dr. Mertens berichtete mit ruhiger Stimme und sehr sachlich. Suko und ich hörten gespannt zu. Nach seinem Bericht waren auch unsere Gläser leer. Wir bestellten neue, die der Kellner, ein lächelnder Indonese, brachte.

»Das wirft alles eine Menge Fragen auf«, sagte ich. »Wie sah das Verhältnis zwischen den vier CIA-Leuten aus? Kannten sie sich? Gab es Gemeinsamkeiten zwischen ihnen? Haben sie zusammen Einsätze gefahren, waren die vielleicht Freunde?«

»Das haben wir alles abgecheckt«, erwiderte Mertens. »Sie kannten sich.«

»Wie gut?« fragte Suko.

»Wie man sich eben unter Kollegen kennt.«

»Also keine gemeinsamen Einsätze?«

»Ja und nein. Der Nahe und Mittlere Osten zieht zahlreiche Agenten an. Auch Mittelamerika. Da waren sie schon tätig, allerdings nie zusammen. Eines hat uns stutzig gemacht. Sie sind zwar umgekommen, aber wir haben nie herausgefunden, auf welcher Art und Weise.«

»Die müssen einfach den Zombies begegnet sein oder der Person, die hinter ihnen steht«, sagte ich. »So sehe ich es auch.«

»Das braucht nicht einmal ein Amerikaner zu sein«, meinte Suko. »Auch die islamische Welt steckt voller Rätsel und Geheimnisse. Ich könnte mir vorstellen, daß gewisse Leute im Iran jubeln würden, wenn sie erführen, daß die Agency unterwandert ist.«

»Meinen Sie, daß auch der Iran dahintersteckt?«

»Ich rechne mit allem.«

»Wo haben sie gewohnt?« fragte ich.

Dr. Mertens hob die Schultern.

»Mal hier, mal dort. Sie waren auf der ganzen Welt zu Hause.«

»Und ihre Familien?«

»Die hatten sie nicht.«

»Ich meine auch nicht Frau und Kinder. Mir geht es eher um Eltern oder Geschwister.«

»Wir sind noch dabei, die entsprechenden Personen zu überprüfen. Natürlich wollen wir kein Aufsehen erregen, alles muß geheim bleiben, aber es kostet eben Zeit.«

»Wo könnten die drei untoten Agenten sich verborgen halten?« murmelte ich. »Wenn wir das wüßten.«

»Oft zieht es den Täter an den Ort seiner früheren Untaten zurück. Haben Sie schon die Wohnungen der CIA-Agenten überprüft?«

»ja, sie lebten in Apartments, wenn sie in Washington waren. Die Agency hat sie angemietet.«

»Sind diese Räume mittlerweile wieder belegt?« fragte ich.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, John.«

Suko schaute mich an. »Sollen wir hinfahren und uns dort umsehen?«

»Wäre zumindest ein Anfang. Oder was haben Sie sich gedacht, Karl? Sagen Sie uns Bescheid, wenn Sie einen anderen Plan verfolgen.«

»Nun ja, nicht direkt einen Plan. Ich hatte gedacht, daß wir raus nach Arlington fahren, wo praktisch alles begonnen hat.«

»Die kehren dorthin nicht mehr zurück.«

»Damit rechne ich auch, aber ich habe mir eine Liste der Gräber geben lassen, in denen CIA-Agenten liegen. Es könnte ja sein, daß noch andere infiziert worden sind. Sie verstehen...?«

»Natürlich. Sie rechnen damit, daß auch sie ihre Gräber verlassen.«

»Ja.«

»Keine schlechte Folgerung«, sagte Suko.

»Nur können wir nicht sofort hinfahren. Ich habe einen Termin bei

meinem Vorgesetzten im Pentagon. General Rushmore erwartet mich.«

»Welche Funktion hat er?«

»Er ist Soldat und hat vor kurzem die Aufgabe bekommen, auch einen Teil der CIA zu übernehmen. Es geht da meist um eine Inlandsaufklärung. Ihn habe ich natürlich einweihen müssen. Ich würde Sie beide gern mitnehmen, aber Rushmore weiß nicht, daß Sie in den Staaten sind. Ich habe ihm bewußt nichts gesagt. Je weniger Leute davon wissen, um so besser ist es für uns.«

»Und die Soldaten vorhin?«

Mertens winkte ab. »Die kommen automatisch. Sie sind gewissermaßen meine Leibwächter.« Er winkte dem Kellner, um die Rechnung zu begleichen. »Es kann sogar von Vorteil sein, wenn Sie sich erst einmal ausruhen. Sie haben einen Flug hinter sich...«

»Mit der Concorde«, winkte ich ab.

»Trotzdem, die Zeitverschiebung bleibt immer. Ich habe Ihnen ein sehr nettes Hotel ausgesucht. Nicht zu groß, aber mit viel Komfort.«

»Und wer übernachtet dort?«

»Bestimmte Gäste, die uns viel wert sind.« Mertens beglich die Rechnung und gab ein Trinkgeld.

»Ist es sauber?« fragte ich.

»Wieso? Wovon?«

»Von Zombies«, gab ich lächelnd zurück. »Das hoffe ich doch.«

Ich stand auf. »Sie wissen ja, Karl. Heutzutage kann man niemandem mehr trauen...«

Obwohl Dr. Karl Mertens im Pentagon arbeitete und dort quasi zu Hause war, würde er sich nie an die gewaltigen Gänge, die großen Büros, die Postenketten, die klotzigen Gebäude und die unterirdisch liegenden Befehlsbunker gewöhnen können.

Wenn er das Gelände betrat, fühlte er sich eingeschlossen oder gefangen. Das erging nicht nur ihm so, auch anderen Mitarbeitern.

Offen wurde darüber nicht gesprochen.

Man kannte ihn. Dennoch mußte er zahlreiche Sicherheitskontrollen passieren, bis er sein Büro erreichte. Im Vorzimmer saß sein Sekretär Lieutenant Keel. Pin junger Bursche, frisch von der West Point Military Academy kommend. Die Arbeit bei Mertens war sein erster Job nach der Ausbildung. Sein Vater war ebenfalls Offizier. Er befahl ein Kriegsschiff im Pazifik.

Keel trug das Haar kurz geschnitten und gescheitelt. Auf seiner Oberlippe wuchs ein dunkler Bart. Als Mertens den Raum betrat, sprang Keel auf und salutierte.

Mertens winkte ab. »Seien Sie doch nicht so zackig, Lieutenant. Wir sind hier nicht in West Point.«

»Yes, Sir.«

»Besondere Vorkommnisse?«

»Nein, Sir. General Rushmore hat auch noch nicht angerufen.«

»Danke.« Mertens schritt auf seine Bürotür zu. »Wenn er anruft, stellen Sie das Gespräch sofort durch.«

»Okay, Sir.«

In seinem Office setzte sich Mertens nicht hinter den Schreibtisch. Er trat an das Fenster und schaute durch das schußsichere Glas nach draußen. Flaggen wehten auf den Dächern der Gebäude.

Mächtige Antennen standen auf den Dächern der Gebäude. Sie blitzten im Licht der Sonnenstrahlen.

Alle Parkplätze waren besetzt. Im Pentagon arbeiteten zahlreiche Menschen. Es war ein gewaltiger, fast selbstherrlicher Apparat, wie Mertens wußte.

Als er hinter seinem Schreibtisch Platz nahm, wirkte er müde. Er machte sich Sorgen und fragte sich auch, ob er richtig gehandelt hatte. Er hatte den beiden Männern aus London nicht alles gesagt. Sinclair und Suko wollte er gewissermaßen als Köder für die andere Seite einsetzen, deshalb waren sie auch in einem bestimmten Hotel

untergebracht worden. Mertens wußte, daß im Star-Hotel hin und wieder auch CIA-Agenten abgestiegen waren, die nun als Zombies durch die Gegend liefen. Er konnte sich natürlich irren, doch rein gefühlsmäßig ging er davon aus, daß irgend jemand mit den drei Agenten im Hotel Kontakt aufgenommen hatte. Auch normale Gäste stiegen dort ab. Viele Ausländer, die so nebenbei auch beobachtet wurden. Sein Telefon summt. »Ja?«

»Sir, der General erwartet Sie.«

»Danke, Lieutenant.« Mertens preßte für einen Moment seine Fingerspitzen gegen die Stirn, gab sich einen innerlichen und auch äußerlichen Ruck, dann stand er auf.

Sein Vorgesetzter erwartete Ergebnisse. Die konnte er ihm leider nicht geben. Zum Glück war der Kreis der Wissenden klein geblieben, aber der Verteidigungsminister war mehr als sauer. Er wollte schnelle Erfolge sehen.

Der General residierte zwei Stockwerke höher. Mertens fuhr mit dem Lift hoch und wurde von einem Posten in Empfang genommen, der ihn überprüfte, obwohl er ihn kannte.

»Sie können passieren, Sir!«

»Danke.«

Man konnte das Büro des Generals durch zwei Türen erreichen. Hinter einer lag das Vorzimmer, diesen Weg nahm Mertens nicht. Er gehörte zu den Vertrauten, die auch den anderen gehen durften. Mertens klopfte an, hörte das »Come in« und stand wenig später dem General gegenüber.

Rushmore sah nicht so aus, wie man sich einen militärischen Führer allgemein vorstellt oder wie er oft in Filmen gezeigt wird. Er wirkte eher gemütlich, fast behäbig. Mit dem Übergewicht hatte er seit seiner Jugend zu kämpfen gehabt und es schließlich aufgegeben. Der Kopf sah aus wie eine Kugel, das Haar wuchs nurmehr spärlich.

Ein Markenzeichen des Generals war auch die billige Nickelbrille,

hinter deren Gläsern seine Augen ungewöhnlich farblos wirkten.

»Setzen Sie sich doch, Karl.«

Wenn die beiden allein waren, redeten sie sich mit den Vornamen an.

»Danke, Carry.«

Sie nahmen in den schweren Ledersesseln Platz und saßen sich gegenüber. »Einen Drink, Karl?«

»Danke, nein.«

»Gut, dann kommen wir zur Sache. Mich hat man von ganz oben angerufen. Dort will man Erfolge sehen, verstehen Sie? Der Verteidigungsminister will nicht länger warten, auch der Präsident ist informiert worden. Sie sehen, die Sache zieht Kreise.«

»Das habe ich mir auch gedacht.«

»Ich wollte nur, daß Sie informiert sind und erkennen, daß ich unter Druck stehe.«

Mertens schaute den General an. »Sie erwarten Neuigkeiten?«

»Sicher.«

»Es gibt leider keine.«

Der General hob die Augenbrauen. »Das ist natürlich nicht gut, Karl.«

»Weiß ich.«

»Und was soll ich weitermelden?«

»Daß wir Zeit brauchen.«

Rushmore beugte sich vor. »Wieviel Zeit? Drei Tage, fünf, vielleicht eine Woche und mehr...«

»Ich kann nichts darüber sagen.«

»Dann haben Sie keine Spur, Karl.«

Dr. Mertens hob die Schultern. »Wenn Sie es so sehen, Garry, stimme ich Ihnen zu.«

Die Augen des Generals nahmen einen glasigen Ausdruck an. »Das ist für uns beide nicht gut, Karl. Sie wissen ja, daß jeder Mensch

ersetzbar ist, auch wir machen keine Ausnahme. Und so wie ich denken gewisse Leute über uns ebenfalls.«

Mertens fragte jetzt direkt. »Hat man uns von oben ein Ultimatum gestellt?«

»Ja.«

»Wie lange haben wir Zeit?«

»Zwei Tage.«

»Und wenn wir nichts erreichen?«

»Werden wir wohl in Pension gehen müssen, und andere Institutionen übernehmen den Fall.« Rushmore lächelte süffisant. »Ich hänge nicht besonders an meinem Posten, weil ich sofort wieder einen Job bekommen würde. Bei Ihnen sieht das wohl anders aus, Karl.«

»Kann sein.«

»Also — tun Sie etwas!«

Mertens hätte seinem Gegenüber an die Gurgel springen können. Er ließ es bleiben, weil es keinen Sinn hatte. Aber er haßte diese kalte Freundlichkeit der Kollegen, die einen anderen mit einem ebenso kalten Zynismus auflaufen ließen. Aber so waren sie fast alle. Menschlichkeit wurde klein geschrieben.

Mertens wurde förmlich. »Sicher, Sir, ich werde es versuchen.«

Der General hob die rechte Hand und spreizte zwei Finger ab.

»Vergessen Sie das Ultimatum nicht, Karl.«

»Das habe ich mir gemerkt.« Mertens wollte aufstehen, als die Blinkleuchte des Telefons aufflackerte. Der Apparat stand zwischen ihnen auf der blankpolierten Tischplatte.

Rushmore hob ab, Mertens blieb sitzen. Vielleicht war es eine Neuigkeit, die der General bekam.

»Ja, ich weiß Bescheid«, sprach er in den Hörer. »Er ist auch angemeldet. Lassen Sie ihn vor.«

Erst jetzt erhob sich Mertens.

Rushmore stand ebenfalls auf. Er deutete auf das Telefon. »Es war mein Bruder. Sie kennen ihn?«

»Ja, natürlich, ich habe ihn einige Male auf Parties gesehen.«

»Bernie F. Rushmore ist ein erfolgreicher Mann, Karl. Sollte ich hier meinen Job verlieren, wird er mich mit Kußhand übernehmen. Seine Firma ist spitze, sogar Weltklasse.«

Mertens wußte, wovon sein Gegenüber redete. Bernie F. Rushmore war in den Staaten ein Begriff. Man konnte ihn als Chef eines gewaltigen Pharma-Konzerns bezeichnen, der American Anilin, kurz AA genannt. Was dieser Konzern alles produzierte und welche kleineren Firmen noch zu ihm gehörten, wußten nur die wenigsten.

Jedenfalls besaß Rushmore die Hauptanteile, denn er hatte die Firma auch gegründet. Unter seiner Führung war sie zu diesem Giganten gewachsen.

»Grüßen Sie ihn bitte von mir«, sagte Mertens. Seiner Stimme war nicht zu entnehmen gewesen, wie ungern er diesen Satz ausgesprochen hatte.

»Mach' ich.«

Mertens ging. Als er die Tür öffnete, stand plötzlich ein Mann vor ihm. Bernie F. Rushmore!

Er und sein Bruder glichen sich. Nur besaß der Konzernchef mehr Haare auf dem Kopf. Man hatte ihn selten ohne Sonnenbrille gesehen, auch jetzt trug er sie. Dazu einen fast schwarzen Anzug und ein weißes Hemd. Die dicken Lippen waren zu einem seichten Lächeln gekräuselt.

»Ach, Sie hier, Dr. Mertens.«

»Ich war eben im Begriff zu gehen.«

»Dann schönen Tag noch.«

»Danke gleichfalls.«

Karl Mertens ging. Er hörte noch das Lachen der beiden Brüder, bevor sich die Tür schloß. Im Prinzip mochte er beide nicht, aber

Bernie F. noch weniger. Das war ein Kerl, der ging über Leichen und stellte selbst die Fernsehserien-Chefs wie die Ewings oder die Carringtons in den Schatten. Irgendwie war er froh, seinem Chef nichts von den beiden Männern aus London berichtet zu haben. Diesen Trumpf hatte er für sich behalten. Möglicherweise packten sie es tatsächlich, den Fall in zwei Tagen zu lösen.

Im Vorzimmer wandte er sich an Lieutenant Keel. »War etwas Besonderes?«

»Nein, Sir, keine Anrufe.«

»Danke.«

Mertens ging in sein Büro, nahm hinter dem Schreibtisch Platz und dachte erst einmal nach. In der letzten Stunde war ihm etwas aufgefallen. Irgendeine Kleinigkeit. Nur konnte er leider nicht sagen, um was es sich dabei gehandelt hatte.

So sehr er auch überlegte, zu einem Ergebnis kam er leider nicht. Alles war zu schnell gegangen.

Und doch fühlte er sich irritiert...

Wir waren mit einem Taxi zum Star-Hotel gefahren, das außerhalb Washingtons lag.

Umgeben von einem Park und gebadet im Licht der Sonne, ragte der sechsstöckige Bau knapp über die Wipfel der Bäume, mit deren Laub der Wind spielte.

Die Anfahrt führte in einem weiten Bogen durch den Park, vorbei an den Abstellplätzen für die Fahrzeuge der Gäste und an breiten Blumenbeeten, die eine nahezu tropische Farbenpracht entfalteten. Jenseits davon glitzerte das Wasser eines der beiden Pools. Auf der Rückseite hörten wir vom Tennisplatz das rhythmische Tack-Tack.

»Nobel, nobel«, sagte Suko, als der Wagen hielt. »Die CIA scheint Geld zu haben.«

»Ich fürchte nur, daß wir die Oase hier nicht lange genug genießen

können.«

»Pessimist.«

»Nein, Realist.« Ich zahlte die Rechnung. Wir nahmen unser Gepäck und hatten die Griffe der Koffer kaum berührt, als zwei Pagen erschienen und uns die Dinge abnahmen.

Hinter ihnen schritten wir auf die Glasfront des Eingangs zu, bei der sich die Tür automatisch zurückschob.

Da wir durch die Treppe etwas erhöht standen, fiel mein zurückgeworfener Blick über den Pool, die Liegestühle und die Open-Air-Bar, wo zwei Mixer sich um das Wohl der Gäste kümmerten. Die meisten Liegestühle waren belegt. Ich sah die braungebrannten Körper der Männer und auch die Frauen in mehr oder minder knappen Einteilern und Bikinis.

So ließ sich das Leben aushalten. Die Empfangshalle war angenehm temperiert. Air-condition und zwei Springbrunnen sorgten dafür. Dezentos Klavierspiel drang durch die Halle und half ebenfalls mit, eine beruhigende Atmosphäre zu schaffen.

Mit einem freundlichen Lächeln wurden wir begrüßt. Ich sagte unsere Namen auf.

»Ja, für Sie sind zwei Zimmer reserviert worden.« Das Mädchen lächelte noch freundlicher, bevor es uns die Schlüssel überreichte. »Man wird sich um Ihr Gepäck kümmern.«

»Danke.«

Der Lift war groß genug, um Suko, mich und die beiden Pagen aufzunehmen. Unsere Zimmer lagen im dritten Stock. Kein langer, muffiger Hotelgang nahm uns auf. Die Scheibe eines Lichthofes ließ genügend Helligkeit durch, damit der Gang freundlich erschien. Die Zimmertüren wurden aufgeschlossen. Die Pagen betraten als erste die Räume und zogen die herabgelassenen Jalousien hoch. Unser Blick fiel auf den Pool an der Vorderseite. Zwei Schwimmerzogen dort mit kraftvollen Bewegungen ihre Bahnen.

Ich gab ein Trinkgeld, dann wurde ich, mit guten Wünschen versehen, allein gelassen.

Nicht lange. Eine halbe Minute später betrat Suko bereits den Raum, als ich dabei war, mich umzukleiden. Ich schlüpfte in helle, lockere Leinenkleidung.

»Und?« fragte mein Freund.

»Wieso?«

»Willst du Urlaub machen?«

»Dich reizt der Pool, wie?«

»Auch.« Er trat ans Fenster und schüttelte den Kopf. »John, ich kann mir nicht vorstellen, daß sich in dieser Umgebung Zombies breitgemacht haben sollen. Das will einfach nicht in meinen Schädel hinein. Irgendwie paßt das nicht.«

»Was denkst du noch?«

Er drehte sich wieder um. »Daß uns dein Freund Mertens hier einfach abgeschoben hat.«

Ich saß auf der Bettkante und schaute zu Suko hoch, der neben dem TV-Apparat stehengeblieben war. »Was sollte er für ein Motiv gehabt haben, so etwas zu tun?«

»Keine Ahnung.«

»Nein, das ist Unsinn. Dann hätte er uns nicht erst von London nach Washington kommen lassen. Mertens spielt nicht falsch. Das weiß ich genau.«

»Kennst du ihn so gut?«

»Ja und nein. Ich verlasse mich bei ihm auf mein Gefühl.«

»Hoffentlich bist du da nicht verlassen.«

»Unsinn.« Ich stand wieder auf. »Jetzt habe ich Hunger und Durst bekommen. An der Bar draußen läßt es sich besser aushalten.«

»Ich komme mit.«

Wir nahmen nicht den Lift, dafür die Treppe. Wieder lächelte man uns in der Halle zu, und draußen empfing uns die Wärme wie mit

weit geöffneten Armen.

Die Bar stand unter einem großen, viereckigen Sonnenschirm. Man saß im Schatten und konnte in den Hotelgarten und auf den Pool schauen.

»Der erste Drink geht auf Kosten des Hauses«, erklärte uns der dunkelhäutige Mixer.

»O danke. Was ist es?«

»Ein Flip mit Champagner.«

Es war zwar nicht gerade unser Lieblingsgetränk, aber wir wollten nicht unhöflich sein und nahmen die Drinks an.

Wie Eiskörner rann die Flüssigkeit über meine Zunge. Suko verzog den Mund, sagte aber nichts und schaute ebenso wie ich zum Pool. Dort amüsierte man sich, aber man war nicht locker, ausgelassen. Die Mädchen versuchten es schon, doch die Männer wirkten eher träge. Viele lasen in irgendwelchen Blättern, und wenn sie sich mit den Girls unterhielten, kam es mir vor, als würden sie es nur widerwillig tun. Das war keine Atmosphäre.

Auch Suko spürte es. »Ist dir etwas aufgefallen?« fragte er mich.

»Ja.«

»Ungewöhnlich — oder?«

»Sicher.«

»Aber Zombies sind es keine.«

Ich holte durch die Nase Luft. »Das wäre noch schlimmer.« Dann wechselte ich das Thema. »Hat Mertens eigentlich gesagt, wann er sich mit uns in Verbindung setzen will?«

»Nein. Ich denke doch, daß er anruft, und zwar noch im Laufe des Tages.«

Suko verzog die Lippen. »Hoffentlich hat ihm sein Chef nicht zu sehr eingeheizt.«

Ich widersprach. »Karl Mertens ist ein Mann, der seinen eigenen Weg geht, glaub mir.«

»Wenn du meinst.«

Eine Gruppe von vier Männern hatte das Hotel verlassen und steuerte die Bar an. Sie waren luftig gekleidet und besaßen eine Gemeinsamkeit. Auf der rechten Seite in Höhe der Brust steckten Plaketten auf ihren Hemden. Sie waren rund, vom Untergrund her schwarz, aber mit zwei dicht aneinander liegenden, gelben Buchstaben versehen. Erst beim Näherkommen sah ich, daß es sich um zwei gleichgroße, aber versetzt zueinander stehende As handelte.

Die vier setzten sich uns gegenüber und bestellten alkoholfreie Getränke. Auch Suko waren die Plaketten aufgefallen. »Die Knaben scheinen zu ein und derselben Firma zu gehören.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Kennst du den Laden?«

Ich wußte nicht, was die beiden Buchstaben bedeuteten, winkte aber den dunkelhäutigen Keeper herbei und erkundigte mich nach der Bedeutung der beiden Embleme.

»O Sir, das sind die Leute von American Anilin, einem großen Pharma-Konzern. Ihre Repräsentanten halten bei uns im Hotel ein Meeting ab.«

»So ist das, danke. Hast du mitgehört, Suko?«

»Klar doch.«

»Ist dir der Laden ein Begriff?«

Suko hob die Schultern. »Eigentlich brauche ich keine Tabletten, glaube aber, den Namen schon einmal gehört zu haben. Die Firma ist auch bei uns in England nicht unbekannt.«

Ich hob die Schultern.

»Was findest du denn an ihr so interessant, John?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Mich interessiert nun mal, wer hier noch wohnt. Ich kann mir nicht helfen, aber Mertens wird uns nicht ohne Grund in diesem Luxus-Laden einquartiert haben.«

Suko nahm noch einen Schluck von seinem Champagnerflip. »Du

solltest dich mit dem Keeper besserstellen.«

»Wie meinst du das?«

»Frag ihn doch mal nach den CIA-Leuten, den Zombies, meine ich. Vielleicht kennt er die Herren.«

»Jetzt verstehe ich deine Gedankengänge überhaupt nicht mehr. Wieso sollte der Keeper die Männer kennen?«

»Es wäre ja nur ein Versuchsballon gewesen.«

»Den starte ich lieber nicht.«

Suko winkte jetzt den Keeper herbei. Er drückte ihm einen Schein in die Hand.

»Ja, Sir, was kann ich für Sie tun?«

»Wir wollen immer gern wissen, mit wem wir es zu tun haben. Wem gehört denn dieses Hotel?«

»Einem Privatmann, Sir. Sein Name ist Bernie F. Rushmore.«

Ich hatte trinken wollen. Als ich den Namen vernahm, da horchte ich auf. Auch Suko war etwas aufgefallen. »Sagen Sie nur nicht, dem General Rushmore.«

»Nein, seinem Bruder.«

»Ach so ist das.«

Der dunkelhäutige Keeper polierte gerade die Theke. »Mr. Bernie F. Rushmore ist auch gleichzeitig der Inhaber von American Anilin, wenn Sie verstehen.«

»Aber sicher!« lächelte Suko. »Jetzt weiß ich auch, weshalb sich die Mitarbeiter hier treffen. Aber es wohnen doch auch normale Gäste hier.«

»Haben Sie mit der Regierung etwas zu tun?« Der Dunkelhäutige zupfte seine weiße Fliege zurecht.

»Indirekt ja«, gab Suko zu.

»Sehen Sie. Die Menschen, die hier absteigen, haben meistens diplomatische Funktionen.«

»Die Mädchen am Pool auch?« fragte ich.

»Oft genug. Dabei bezeichnen sie sich als junge Managerinnen. Es sind die erfolgsgewöhnten Ladies, wie man sie auch oft in den Zeitungen sieht.«

»Wir bedanken uns«, sagte ich.

Der Keeper bekam zu tun. Suko rückte wieder näher an mich heran, damit er nicht so laut sprechen mußte. »Manchmal nutzt Neugierde doch sehr viel.«

»Ich gebe dir recht.«

»Bekommst du noch alles in die Reihe, John?«

»Das ist einfach. American Anilin und Bernie F. Rushmore. Nicht der General und Mertens' Vorgesetzter.«

»Sehr gut.«

»Und wo bleiben unsere Zombies?«

»Vielleicht dazwischen.«

Ich winkte ab. »Nein, nein, Suko das machst du dir zu einfach. Ich kann bisher keine Verbindung zwischen Rushmore, AA und den Zombies erkennen. Sorry.«

»Du vergißt Mertens.«

»Glaubst du noch immer daran, daß er falsch spielt?«

»Ich habe manchmal das Gefühl. Vielleicht spielt er nicht falsch. Er wird genau gewußt haben, was er tat, als er uns hier im Star-Hotel einquartierte.«

»Dann muß Mertens einen Verdacht gehabt haben, den er uns vorenthielt.«

»So ist es.«

Ich leerte mein Glas. »Drehen wir uns im Kreis?«

»Ich würde sagen, John, wir sind bereits mitten drin.«

»Ohne allerdings das Ziel gefunden zu haben.«

»Leider.«

Ich rutschte vom weichen Hocker. »Entschuldige mich mal für einen Moment.«

»Willst du telefonieren?«

»Nein, austreten. Muß auch mal sein.«

»Viel Spaß, und mach für mich mit.«

»Klar, aber wehe, du mußt nicht.«

Ich betrat die kühle Halle. Daß ich zur Toilette muß, sah man mir bestimmt nicht an, aber der fragende Blick sagte genug.

»Wenn Sie die Toiletten suchen, Sir, nehmen Sie bitte die Treppe neben dem Bistro-Eingang.«

»Danke sehr. Genau dort wollte ich hin.«

Die Treppe war geschwungen, mit breiten Stufen versehen, und wurde von rehbraun tapezierten Wänden flankiert. Einige Bilder zeigten gemalte Ansichten der amerikanischen Hauptstadt Washington. Bis in die Tiefe des Kellers begleitete mich das Klavierspiel. Auch der Toilettengang war großzügig angelegt worden. Ich fand die Tür mit der Aufschrift »Gentlemen«, drückte sie auf, durchquerte den Waschraum mit den sechs Waschbecken - drei lagen sich jeweils gegenüber - und stieß die nächste Tür nach innen, um mich den Schüsseln zuzuwenden.

An der anderen Seite lagen die Kabinen. Das Licht war gedämpft, es gab dem gekachelten Raum sogar eine gemütliche Atmosphäre. Klassische Melodien waren auch in den Toilettenräumen zu hören, aber ein Geräusch paßte nicht zum Klavierspiel.

Mit einem dumpf klingenden Laut wurde die Tür einer Kabine aufgestoßen.

Ich flirtete herum.

Mir entgegen taumelte ein Mann mit blutüberströmtem Gesicht!

Wie er es geschafft hatte, sich auf den Beinen zu halten, war mir ein Rätsel, jedenfalls verließen ihn in diesem Augenblick die Kräfte. Er brach zusammen und kippte gleichzeitig nach vorn, meinen auffangbereiten Armen entgegen.

So hielt ich ihn fest.

Aus großen Augen starrte er mich an. Ich las den Schmerz darin und auch die Angst. Das Blut floß aus einer Wunde am Kopf. Als mein Blick auf die wieder zurückgeschwungene Kabinentür fiel, entdeckte ich dort die Macken und Kerben, die ein schwerer Gegenstand in das Holz geschlagen hatte.

»Bitte!« keuchte der Mann, »bitte nicht mehr... nicht mehr...« Er röchelte und verstummte.

Ich schleifte ihn in den von großen Spiegelflächen beherrschten Waschraum, wo ich einen Stuhl gesehen hatte. Auf ihn drückte ich den Verletzten nieder, gab ihm Wasser zu trinken und wusch sein Gesicht ab.

Unter meinen Berührungen zuckte er einige Male zusammen. Ein Hotelgast war er nicht. Er gehörte zum Personal und trug die Kleidung der Leute, die für die Reinigung verantwortlich waren. Einen grünen Overall mit dem aufgedruckten Hotelnamen auf der Brust.

»Wasser... bitte...«

Er bekam noch einen Schluck, hob den Blick und schaute mich wieder an. »Du warst es nicht.«

»Das stimmt. Aber wer dann?«

Er wollte sich umschauen, hatte aber wohl Angst, daß der Täter noch in der Nähe lauerte.

»Keine Sorge!« beruhigte ich ihn. »Er ist nicht mehr da.«

»Doch, doch...«

»Wie ist es denn geschehen?«

Der Mann war noch jung, aber ziemlich korpulent. Seine Hände glitten fahrig über den Kugelbauch, als er berichtete. »Ich... ich wollte hier unten säubern und war auch fertig damit, als ich die Gestalt hörte.«

»Die Schritte, meinen Sie?«

»Ja, die waren so schleifend und gleichzeitig auch abgehackt. Furchtbar, kann ich Ihnen sagen.«

»Und weiter?«

»Ich drehte mich um. So auf einmal, verstehen Sie?«

»Klar.«

»Dann sah ich ihn. Er war ein Mann, er stank wie eine Leiche, und er hielt ein Rohr in der Hand. Damit hat er dann zugeschlagen, auch getroffen. Ich dachte, ich müßte sterben. Wie ich in die Kabine gekommen bin, kann ich nicht sagen. Ich riegelte sie ab, erschlug heftig gegen die Tür, so daß ich Angst bekam, sie würde zersplittern. Doch die Tür hielt stand, und er verlor die Lust. Danach ist er dann einfach wieder gegangen.«

»Woher ist er gekommen?«

»Weiß nicht.«

»Und wohin ging er?«

»Raus.«

»Das kann ich mir vorstellen. Haben Sie sonst noch etwas gehört? Die Richtung, meine ich.«

»Er... er blieb wohl hier unten.«

»Welche Räume gibt es hier unten noch?«

Er überlegte und rutschte unruhig hin und her. Dabei wollte er nach seiner Kopfwunde fassen, wo das Blut einen Teil seiner Haare verklebt hatte, aber ich hielt seine Hand fest.

»Nicht, bitte.«

»Der Heizungskeller«, sagte er leise. »Ja, hier unten gibt es noch den Heizungskeller.«

»Und was hielt er in der Hand? Ein Rohr?«

»Ja, glaube ich.«

In meinem Kopf hatte es längst geklickt. Wenn der Mann, vielleicht auch ein Zombie, tatsächlich aus dem Heizungskeller gekommen war, hätte er durchaus wieder dorthin verschwinden können. Davon

wollte ich mich überzeugen. »Sie werde ich in ärztliche Behandlung bringen«, erklärte ich dem Verletzten. »Gibt es hier im Hotel einen Arzt?«

»Ja, aber das mache ich selbst. Ich kenne den Doc. Sie brauchen es nicht...«

»Gut, auf Ihre Verantwortung.«

»Klar, Mister, und stellen Sie das Schwein.«

»Ich werde es versuchen.« Mit diesen Worten verließ ich den Waschraum.

Im Gang begegnete mir eine Frau. Sie verließ soeben die Damentoilette, trug ein gelbes Minikleid mit Ballonrock und eine Monroe-Frisur, so unnatürlich blond. Auch der rot geschminkte Schmollmund paßte zu diesem Image.

Ich wartete, bis sie hüftwackelnd die Treppe hochging, sich noch einmal umdrehte und dann verschwand.

Die Tür zum Heizungsraum unterschied sich von den anderen in Material und Farbe. Sie bestand aus feuerfestem Metall und zeigte einen dunkelgrauen Anstrich. Außerdem befand sie sich, ziemlich weit von den Toiletten entfernt, am Ende des Ganges.

Ich spielte für einen Moment mit dem Gedanken, Suko Bescheid zu geben, verzichtete jedoch darauf und öffnete die Tür. Etwas Kraft mußte ich schon einsetzen, als ich sie nach innen drückte, über die Schwelle trat und ein Betonpodest erreichte, von dem drei Stufen in den eigentlichen mit Technik gefüllten Raum führten. Der Name Maschinenraum stimmte nur bedingt. Ich bezeichnete diese Halle eher als Energiezentrale.

Da ich von technischen Dingen so gut wie nichts verstehe, konnte ich mit den hier arbeitenden Maschinen nichts anfangen. Nicht alle waren in Betrieb. Diejenigen, die arbeiteten, gaben kaum Geräusche von sich. Sie waren schallgedämpft.

Kein Aufpasser befand sich in dieser Energiezentrale. Dafür

brannte die Notbeleuchtung. Sie gab einen schwachen, etwas bläulichen Schein ab, der nicht bis in alle Ecken reichte.

Ich hatte mich nach dem Eintreten gegen die Wand gedrückt und saugte erst einmal etwas von der Atmosphäre ein, die ich hier unten vorfand. Der typische Geruch schwängerte die Luft. Eine Mischung von Öl, Fett, anderen Ausdünstungen, aber kein Geruch von Moder oder verwesendem Fleisch, was typisch für die lebenden Leichen war. Ich hatte im Laufe der Zeit für diese Dinge eine gute Nase bekommen, aber hier roch ich nichts.

Hatte der Zombie, falls es überhaupt einer gewesen war, tatsächlich das Hotel verlassen, oder hielt er sich in einem der anderen Räume versteckt? Da ich nicht lange warten wollte, beschloß ich, ihn auf mich aufmerksam zu machen.

Ich präsentierte mich jetzt offen und schaltete sogar meine kleine Bleistiftleuchte an, deren starkes Halogenlicht einfach nicht übersehen werden konnte.

Der Strahl wanderte über den Boden, glitt an der Metallverkleidung der Aggregate und Maschinen entlang, um auch wie eine Kugel über die Decke zu wandern, wo ich ein System von Rohrleitungen entdeckte, die an einer bestimmten Stelle durch ein Loch in der Decke verschwanden. Es war aber nicht so viel Platz, als daß dort ein Mensch hätte verschwinden können.

Ich ging weiter, mit sehr langsamen Schritten. Die Maschinen standen nie sehr dicht beieinander, sie berührten sich nicht, so daß sich zwischen ihnen noch Gänge auftaten.

Der Lampenstrahl tastete sich jedesmal hinein und vertrieb dort die Finsternis.

Ich sah einen blanken, kaum mit Schmutzspuren bedeckten Steinboden, aber keinen Zombie.

Lief ich einem Phantom nach?

Ich glaubte es bis zu der Sekunde, als über mir etwas klirrte. Sofort

blieb ich stehen, schaute und strahlte gleichzeitig in die Höhe. Der helle Lichtfinger traf genau ein Gesicht. Es gehörte der Person, die auf der Maschine liegen mußte, um über den Rand zu schauen. Das Rohr besaß er noch immer. Es war verdammt lang und wurde noch länger, als er auf mich losging...

Der Duft des Parfüms streichelte Sukos Nase wie eine frische Sommerbrise. Der Inspektor konnte einfach nicht anders und drehte sich auf dem Hocker sitzend nach rechts. Zwei Mandelaugen schauten ihn lächelnd an. Das Gesicht besaß einen weichen Teint und wurde von schwarzen Haaren umrahmt. Ein weißes, hüftlanges Kleid aus dünnem Stoff umflatterte die gertenschlanke Figur.

Shao, zuckte es Suko durch den Kopf. Er konnte nicht vermeiden, daß er rot wurde. Für einen Moment verschwamm sogar das Gesicht vor seinen Augen, bis er die Stimme hörte, die von einem leisen Lachen begleitet wurde.

Nein, das war nicht Shao. Sie hatte anders gesprochen und auch gelacht.

»Habe ich Sie erschreckt, Mister?«

»Ja, aber positiv.« Suko räusperte sich. »Ich hatte mit Ihrem Kommen nicht gerechnet, wissen Sie. Ich war in Gedanken versunken.«

Sie stellte sich neben Suko und verzichtete auf einen Hocker. Ihre Finger lagen auf dem Handlauf. Die Nägel waren verschiedenfarbig lackiert.

»Das tut mir leid, ich wußte es nicht. Normalerweise sind die Gäste nicht in Gedanken versunken, wenn sie an der Bar stehen. Dafür gibt es einfach zu viel zu sehen.«

»Das stimmt schon.« Suko hatte die Frau als Eurasierin eingestuft. In ihren Adern floß auch das Blut eines weißen Elternteils.

Der Keeper erschien und deutete eine Verbeugung an. »Was darf

ich Ihnen bringen, Li Mai?«

»Einen Daiquirir, wie immer, Charles.«

»Gern.«

»Nehmen Sie nichts?« fragte Li Mai.

»Ich habe schon getrunken«, erklärte Suko. »Zuviel ist ungesund.«

»Sie können auch alkoholfreie Getränke bekommen.«

Suko lächelte. »Überredet. Ich nehme einen Tomatensaft.«

Charles hatte mitgehört und nickte. »Wird gleich gebracht, Sir.«

Li Mai holte aus einer Zigarettendose einen Glimmstengel mit weißem Filter und ließ sich von Suko Feuer geben.

»Ich will nicht neugierig sein, doch wenn ich Sie mir so anschauere, kann ich kaum glauben, daß Sie hier sind, um zu entspannen.«

»Halb und halb.«

»Also doch beruflich.«

»So könnte man es nennen.«

»Haben Sie mit American Anilin zu tun?«

»Nein.«

»Das wundert mich. Fast jeder männliche Gast ist irgendwie mit dieser Firma liiert.«

»Und Sie?« fragte Suko.

Li Mai bekam ihren Daiquirir, nippte daran, um anschließend die Schultern zu heben. »Ich bin quasi auch beruflich hier. Sie kennen Mr. Rushmore?«

»Sicher.«

»Ich bin seine Privatsekretärin.«

»Oh, das wußte ich nicht.«

»Sie sind fremd, Mister...«

»Nennen Sie mich Suko.«

»Schön. Sie kommen aus China?«

»Genau. Und Sie?«

»Auch, eigentlich. Aber mein Vater war Holländer. So bin ich eine

Eurasierin.«

»Eine sehr hübsche dazu.«

»Danke. Sie sind sehr charmant.«

»Und Sie fühlen sich wohl bei Bernie F. Rushmore?«

»Das kann man wohl sagen. Er ist ein ausgezeichnete Chef und läßt mir viele Freiheiten.«

»Auch jetzt?«

Li Mai stäubte Asche ab und drückte ihren Körper nach hinten. »Ja und nein. Ich bin hier, um zu arbeiten.«

»Um was geht es denn?«

»Wir haben ein kleines Meeting. Gewisse Mitarbeiter bekommen neue Direktiven. Wir werden zudem ein Produkt vorstellen, das bisher einmalig auf der Welt ist.«

»Darf man fragen, um welches Produkt es sich handelt?«

»Nein, das ist geheim. Es wird erst am heutigen Tage unseren Mitarbeitern überreicht.«

»Ein Medikament?«

Li Mai lachte und legte dabei ihre Hand auf Sukos Schulter. »Sie können fragen, was Sie wollen, ich gebe Ihnen keine Auskunft, glauben Sie mir, Suko.«

»Das ist auch besser so!«

Suko und Li Mai drehten sich um, als sie hinter sich die Stimme hörten. Ein relativ kleiner Mann im dunklen Anzug stand vor ihnen. Er trug eine Sonnenbrille mit großen Gläsern, die viel von seinem Gesicht verdeckten. Der Inspektor brauchte diesen Mann nur eine Sekunde zu sehen, um zu erkennen, daß er ihn nicht mochte. Seine Stimme, das gesamte Auftreten, der Typ war ihm unsympathisch.

Li Mai übernahm das Reden. »Bernie, ich habe dich nicht gesehen, tut mir leid.«

»Jetzt bin ich da. Und das ist gut so.« Er schaute sie gar nicht an und richtete die dunklen Gläser auf Suko. »Finden Sie nicht auch,

daß Sie zuviel fragen, Mister?«

»Nein.« Suko lächelte harmlos. »Ich bin mit Ihrer Sekretärin ins Gespräch gekommen. Da ich hier fremd bin, wollte ich mich gern informieren. Mehr nicht.«

»Auch über geschäftliche Belange?«

»Bernie, bitte. Damit habe ich angefangen. Du kannst Mr. Suko nichts dergleichen in die Schuhe schieben.«

»Okay, wir reden später darüber.« Er schob den Ärmel des Jacketts zurück und warf einen Blick auf seine mit Brillanten besetzte Rolex. »Es wird Zeit, ich habe die anderen schon in den Konferenzraum gebeten. Und noch etwas, Mr. Suko. Mir gehört auch das Hotel hier.«

»Keine Sorge, Mr. Rushmore, ich bezahle die Rechnung schon.«

Bernie F. Rushmore ging, ohne noch ein weiteres Wort zu sagen. Suko schaute ihm nach. Allmählich machte er sich auch um seinen Freund Gedanken. John war verdammt lange fortgeblieben, und das sicherlich nicht ohne Grund.

Suko entschloß sich nachzuschauen, kam aber nicht dazu, weil der Keeper ihn ansprach. »Da haben Sie sich nicht gerade beliebt bei Mr. Rushmore gemacht.«

»Ich weiß, nur bin ich mir keiner Schuld bewußt.«

»Er ist eben sehr eifersüchtig und der absolute King hier. Das Hotel gehört ihm tatsächlich.«

»Er hat also Einfluß.«

Charles nickte lachend. »Und wie, Sir. Der Einfluß ist kaum zu beschreiben. Außerdem besitzt er beste Beziehungen zu gewissen Regierungsstellen.«

»CIA?«

»Auch.«

»Ins Pentagon?« fragte Suko ins Blaue hinein.

»Richtig.« Charles beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern, als wollte er Suko ein großes Geheimnis verraten. »Kennen

Sie nicht General Garry Rushmore?«

»Nein.«

»Er ist der Bruder.«

»Dann hat er eine Menge zu sagen.«

»Ja. American Anilin arbeitet auch für die Regierung. Die stellen bestimmte Produkte her, die auch für die Verteidigung wichtig sind.«

»Chemische und biologische Waffen?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

Suko lächelte. »Sie wollen es sicherlich nicht wissen.«

Charles wandte sich ab, als hätte er schon zu viel gesagt. Suko leerte sein Glas, legte einen Schein hin und rutschte vom Hocker. Er wollte endlich nachsehen, wo John geblieben war.

Der Garten hatte sich ziemlich geleert. Am Pool lag kein männliches Wesen mehr. Sie alle waren in den Konferenzraum gegangen, wo das neue Produkt vorgestellt werden sollte.

Sukos Neugierde wurde geweckt. Man hatte ein großes Geheimnis darum gemacht. Er hätte gern gewußt, um was es sich da handelte. Aber wie kam er in diesen Raum?

Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß die Türen nicht verschlossen waren.

In der Halle blieb er unschlüssig stehen. Sofort sprach man ihn an.

»Suchen Sie etwas, Sir?«

»Haben Sie Mr. Sinclair gesehen?«

»Natürlich. Er ging zur Toilette.«

»Und ist bisher nicht zurückgekehrt?«

»Ich habe nichts gesehen«, erklärte die freundliche Dame.

»Danke.«

Sukos Sorge wuchs. Er mußte einfach nachsehen und bewegte sich möglichst leise die Treppe hinab. In den Waschräumen fand er keinen John Sinclair, dafür zwei Männer der AA im Toilettenraum. Sie standen vor den Becken und nahmen Suko nicht zur Kenntnis. Der

Inspektor schaute auch in die Kabinen hinein. Sie waren alle leer. Dann ging er wieder zurück in den Vorraum. Die Waschbecken bestanden aus hellem Marmor, der Fußboden war kaum dunkler. Deshalb fielen Suko auch die Flecken auf.

Sie benetzten den Boden und breiteten sich dicht neben den Beinen eines Hockers aus.

Suko bückte sich.

Das war eindeutig Blut.

Weitere Spuren fand er auch auf einem Metallbein des Hockers. Dann fiel ein Schatten auf ihn, als die beiden Männer den Waschraum betraten. Suko kam gerade hoch, als die Bombe an seinem Kopf explodierte, eine mächtige Kraft, die ihn so weit zurückschleuderte, daß er bis unter die Waschtische rollte und von den nächsten Sekunden kaum etwas mitbekam, weil sein Blickfeld durch einen dichten Nebel getrübt war.

Hände rissen ihn wieder unter den Waschbecken weg. Er wurde auf die Füße gestellt und merkte, daß es ihm nicht möglich war, sich auf den Beinen zu halten.

Der nächste Hieb erwischte ihn dicht oberhalb der Gürtellinie. Suko besaß durchtrainierte Bauchmuskeln, das spürte auch der Schläger.

»Verdammt, der ist hart im Nehmen.«

»Dann machen wir es anders«, sagte sein Kumpan.

Suko nahm noch den Schatten wahr, der von oben her schräg gegen ihn fuhr. »Wer neugierig ist, muß leiden«, hörte er einen der Kerle sagen, dann verlosch bei ihm das Licht.

Warme Holztöne gaben dem Konferenzraum einen exklusiven Habitus. Der Tisch bestand aus einem großen Oval. In der Mitte stand eine mit Blumen gefüllte Schale. Die Stühle glichen mehr kleinen Sesseln, und der Vortragende besaß seinen Platz am oberen

Ende des Ovals. Auch die Decke zeigte eine Holztäfelung. In sie hinein waren die Strahler integriert.

Jeder der Anwesenden war mit alkoholfreien Getränken versorgt worden, aber keiner hatte sie bisher angerührt. Sie alle warteten auf die Rede ihres Chefs.

Bernie F. Rushmore hatte auch jetzt seine Sonnenbrille nicht abgenommen. Er saß da, die Hände lagen flach auf dem Tisch, und jeder fühlte sich beobachtet, obwohl keiner der Anwesenden die Augen des Mannes sehen konnte.

Neben ihm, dennoch etwas versetzt, hatte Li Mai ihren Platz gefunden. Um besser mitschreiben zu können, steckte der Block auf einem Klemmbrett, das wiederum auf den Knien der Eurasierin lag. Als Rushmore seine Hände von der Platte rutschen ließ und sie auf die Knie legte, da wußte jeder, daß der Vortrag bald beginnen würde. Rushmore enttäuschte sie nicht.

Er sprach wie ein Automat, zählte die Erfolge und die Mißerfolge auf und kam dann zum eigentlichen Thema, zur Vorstellung eines besonders interessanten Präparats.

»Es ist einmalig auf der Welt!« erklärte er. »Wir haben es schon getestet und hervorragende Ergebnisse erzielt. Wir werden es verkaufen können, denn die Agency und das Pentagon haben sehr großes Interesse gezeigt und sind auch bereit, den Preis zu akzeptieren. Vor Ihnen, Gentlemen, liegt jeweils eine kleine, schwarze Pillendose. Ich möchte Sie jetzt bitten, die Dosen zu öffnen.«

Wer in verantwortlicher Position bei American Anilin arbeitete, bekam zwar ein gutes Gehalt, damit war auch der Widerspruch erstickt. Jeder Manager mußte sich den Angaben des Besitzers fügen. So war es auch jetzt. Wie brave Schüler griffen die leitenden Herren zu ihren Geschenken und öffneten die Deckel.

Bernie F. Rushmore und Li Mai beobachteten sie nur. Um die

Lippen des Mannes lag das Lächeln wie eingefroren, während Li Mai mit starrem Blick auf ihren Block schaute. Sie wußte nicht genau, was ihr Boß vorhatte, daß es jedoch um weittragende und revolutionäre Dinge ging, war ihr mittlerweile klargeworden.

Ein jeder der Anwesenden hatte mittlerweile die Pillendose geöffnet. Zahlreiche Augenpaare schauten auf den Inhalt, der, fast so groß wie eine Erbse, in der Mulde einer schwarzen Kunststofffüllung lag. Es war eine Tablette, eine Pille, gehalten in einem schlichten Weiß, mehr nicht.

»Sie haben Ihre Dosen geöffnet, wie ich sehe«, begann Bernie F. Rushmore wieder. »Das ist ausgezeichnet, das ist gut, und Sie sehen auch, was sich dort befindet. Ein Medikament, eine Pille, würde man sagen. Aber welch eine! Eine Revolution auf diesem Gebiet, etwas Einmaliges, und dieses Einmalige ist von America Anilin entwickelt worden. Keiner von Ihnen war daran beteiligt, keiner von Ihnen wußte etwas, es war streng geheim. Aber nicht so geheim, als daß wir dieses Präparat nicht schon getestet und für gut befunden hätten.«

Er legte eine Pause ein und sah die spannungsgeladenen Blicke auf sich gerichtet. Fragen zu stellen, wagte niemand, Bernie F. ließ sich nicht gern unterbrechen. Wenn er Fragen hören wollte, gab er das früh genug bekannt. Noch war es nicht so weit.

»Wie gesagt, wir haben das Präparat getestet und für gut befunden. Das heißt aber nicht, daß wir in die Massenproduktion damit gehen werden. Jeder von Ihnen soll das Medikament einnehmen und Vertrauen haben. Um es herzustellen, haben wir uns alter Rezepte bedient, wie sie auf unserer Welt kaum noch zu finden sind. Aber es gibt Menschen im lateinamerikanischen Raum, die sehr genau über gewisse Gifte Bescheid wissen und dieses Wissen so umgesetzt haben, daß sie einen Erfolg erzielten. Ich habe diesen Erfolg weiter ausgebaut, das Produkt sehen Sie vor sich. Jetzt können Sie bitte Fragen stellen.«

Ein dunkelhäutiger Mann hob den Arm. »Hat es etwas mit Rauschgift zu tun. Crack — vielleicht?«

»Nein.«

»Was ist es dann, Sir?« erkundigte sich der heiter der Sektion Europa von American Anilin.

»Es bleibt mein Geheimnis.«

»Wie gefährlich ist es?« fragte ein dritter.

»Es ist die letzte Frage, auf die ich eine Antwort geben will«, erklärte Bernie F. »Und hören Sie mir genau zu. Ich werde nichts wiederholen. Seit Jahrtausenden haben Menschen davon geträumt, den Tod zu überwinden. Ich habe es geschafft. Man muß den Tod mit den eigenen Mitteln schlagen. Das war es, Gentlemen.«

Besonders der letzte Satz ihres Chefs hatte die Männer nachdenklich werden lassen. Sie schauten sich an. Es war zu sehen, wie es in ihren Köpfen arbeitete. Sie hielten Disziplin. Niemand stellte eine weitere Zwischenfrage. Li Mai rührte sich ebenfalls nicht. Auch sie hatte über die Worte ihres Chefs nachgedacht. Nur gut, daß niemand sah, welch eine Gänsehaut auf ihrem Rücken lag. Sie spürte die Angst, denn hier war etwas geboren worden, das in den Kreislauf der Natur eingriff, das nicht hätte sein dürfen, das auch tödlich enden konnte.

Wie weit wollte der Mensch noch gehen?

Sie drehte den Kopf und sah Bernie F. an. Der hatte sich locker hingesetzt, ein Bein über das andere geschlagen und lächelte amüsiert, weil er sich über die Reaktionen seiner Leute wunderte.

»Sie zögern?« fragte er in die Stille hinein. »Was stört Sie denn, meine Herren?«

»Sollen wir...?«

»Natürlich, Gentlemen, deshalb sind wir ja hier. Bitte lassen Sie sich nicht stören. Ich habe Ihnen unser neues Präparat nicht nur wegen der Optik gegeben. Nehmen Sie es ein. Schlucken Sie die

Pille, und überwinden Sie damit Grenzen, die es bisher nicht zu überwinden galt. Ich darf also bitten...«

Auch der letzte Satz war wie ein Befehl gesprochen worden. Bernie F. duldet eben keinen Widerspruch. Das wußten seine Manager auch. Fast synchron griffen sie mit spitzen Fingern zu den Pillen. Der Boß schaute ihnen zu. Li Mai hätte gern eine Frage gestellt, doch sie traute sich nicht, weil sie ihren Chef kannte. Den würde jedes Wort aufregen.

»Los, haben Sie Vertrauen, meine Herren! Nehmen Sie das neue, revolutionierende Präparat dieser unserer Firma ein. American Anilin befindet sich damit auf dem Weg zur Spitze, zur absoluten Krönung. Ich möchte nicht mehr länger warten.-«

Seine Worte waren Gesetz. Keiner der Anwesenden zögerte noch eine Sekunde länger.

Sie hoben die Hände, öffneten die Lippen und schluckten die kleinen, weißen Pillen fast synchron. Dann griffen sie zu den halbgefüllten Wassergläsern und spülten nach.

Bernie F. Rushmore war zufrieden. Er rieb sich die Hände wie ein levantinischer Teppichhändler, der ein gutes Geschäft gemacht hatte. Er sah auch die angespannten Gesichter seiner Mitarbeiter. Hinter den Stirnen arbeitete es. Jeder wollte herausfinden, wie das Präparat wirken würde. Man überlegte, man wartete auf Informationen, auch auf Reaktionen des eigenen Körpers, doch nichts dergleichen geschah. Es tat sich nichts.

Bernie F. wartete fünf Minuten. Fünfmal 60 Sekunden des großen Schweigens, niemand stellte eine Frage, einige standen so unter Druck, daß sie schwitzten, Tücher hervorholten, sich Gesichter und Nacken abwischten, dabei verzerrt lächelten und Bernie auch hin und wieder fragend anschauten.

Als die fünf Minuten verstrichen waren, nickte Rushmore und erhob sich aus seinem Sessel. »Ja«, sagte er lächelnd. »Das also haben Sie

hinter sich, Gentlemen. Ich freue mich, daß Sie ein so großes Vertrauen in dieses Präparat gesetzt haben, und ich möchte Sie fragen, ob einer von Ihnen schon etwas von der Wirkung spürt?«

»Nein!« Sie antworteten fast im Chor.

»So hat es auch sein müssen.« Bernie F. wandte sich an Li Mai.
»Bitte, Sie kommen mit mir.« Wenn sie nicht allein waren, sprachen sie in der dritten Person.

Li Mai erhob sich ebenfalls. Sie rückte den Stuhl zurecht. Dabei schaute sie über den ovalen Konferenztisch. Sie konnte jetzt von oben herab in die Gesichter der Versammelten sehen. Irgendwie taten ihr die Männer leid. Auch sie war nicht eingeweiht worden, aber sie wußte, daß diese Leute manipuliert worden waren. Dieser Job, so gut er auch bezahlt wurde, war einfach zu schmutzig. Sie fragte sich auch, ob es nicht besser war, die Sachen einfach hinzuwerfen.

Bernie F. wollte noch einige Worte sagen. »Sie werden jetzt noch für genau eine Viertelstunde so sitzen bleiben, wie Sie jetzt sitzen. Alles andere erledigt sich von selbst.«

Abermals wurden die Worte ohne Widerspruch hingenommen, und Bernie F. war zufrieden.

»Kommen Sie, Li Mai.«

Durch eine bestimmte Tür an der Stirnseite verließen sie den Konferenzraum.

»Darf ich eine Frage stellen, Bernie?«

»Bitte.«

»Was hast du ihnen gegeben?«

»Du darfst zwar alles essen, Mädchen, aber nicht alles wissen. Es gibt Dinge, die sind selbst für eine Privatsekretärin tabu.« Er tätschelte ihre Wange und strich auch noch über das Kinn. »Komm mit.«

Sie gingen zu einer Nische.

Eine Tür bildete die hintere Grenze. Bernie F. besaß den Schlüssel, schloß auf, machte Licht, und Li Mai schaute sich verwundert um.

»Was ist das denn?«

»Eine Geheimkammer. Gewissermaßen ein kleines Versuchslabor.« Er lachte auf. Dann zog er einen Vorhang weg und legte einen Spiegel frei, der von dieser Seite durchsichtig war, so daß er und Li in den Raum dahinter schauen konnten. Neben dem Spiegel befand sich ein grauer Kasten an der Wand. Er sah aus wie ein angeklebter Computer.

»Schau mal, wie brav sie sitzen!«

Li Mai nickte. Sie achtete dabei nicht auf ihren Chef, der unter den Kasten getreten war und einen Arm erhoben hatte. Er drückte auf einen bestimmten Knopf.

Die Reaktion auf diese Handlung fand im Konferenzraum statt. Unter der Decke verteilte sich ein hellgrau bis weiß schimmernder Nebel, der aus zahlreichen Düsen schoß und auch die Menschen nicht verschonte. Li Mai drehte sich hastig um. »Was ist das?« fragte sie.

»Gas!« erwiderte Bernie F. hart.

»Gas?« Sie schüttelte den Kopf. »Ist es etwa...?«

»Ja, es ist tödlich!«

Li Mai hatte das Gefühl, einen Schlag zu bekommen. Sie starrte Rushmore an, der kalt und überheblich lächelte.

»Schau nur genau hin. Sieh dir die Leute an, die ich ausgesucht habe. Sie haben es bald hinter sich...« Li Mai sah hin. Und sie erlebte das Grauen. Das Gas wirkte ungeheuer schnell. Die Menschen waren völlig überrascht worden. Sie hatten es eingeatmet und versuchten noch, dem Grauen zu entkommen.

Es war nicht mehr möglich.

Zwar gelang es einigen von ihnen, auf die Beine zu kommen, mehr aber auch nicht. Sie kippten nach vorn, fielen über den ovalen Tisch,

räumten Gläser und Flaschen zur Seite und blieben so liegen. Nach etwa dreißig Sekunden war alles vorbei.

»Sie... sie... sind tot, nicht?« fragte Li Mai mit einer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam.

»Sicher.«

»Dann bist du ein Mörder, Bernie F.!«

Rushmore lachte nur. »Denk an meine letzten Worte, Mädchen. Denk immer daran.« Er legte eine Hand auf Li Mais Rücken und drückte sie aus der Nische. »Und noch etwas wollte ich dir sagen. Wenn du über diese Sache sprichst, wirst du einen nicht so leichten Tod haben wie die anderen Mitarbeiter...«

Manchmal hat man mit relativ kleinen Gegnern mehr Schwierigkeiten als mit den angeblich großen.

Ich hatte schon einer Meute von Zombies oder Werwölfen gegenübergestanden, hatte mich mit Ungeheuern und Monstern herumgeschlagen und gesiegt. Hier aber bekam ich meinen Ärger. Das merkte ich, als ich versuchte, dem herabstoßenden Rohr mit einem seitlichen Sprung zu entweichen.

Es war auf meinen Kopf gezielt worden. Durch den Sprung zur Seite wurde dieses Ziel verfehlt, dafür hämmerte es auf meine rechte Schulter, und auch das tat verflucht weh. Der Schmerz trieb mir im ersten Moment das Wasser in die Augen. Mit dem Rücken rutschte ich an einer Maschine entlang und hörte auf dem Boden den dumpfen Aufprall, der entstand, weil sich der Zombie fallen gelassen hatte. Er kam wieder hoch, nicht sehr schnell, aber dennoch mit den nicht zu stoppenden Bewegungen eines Roboters, und das verdammte Rohr hielt er in der rechten Hand.

Ich erkannte ihn trotz der schlechten Beleuchtung. Es war einer der toten CIA-Männer. Mertens hatte mir die Kerle genau beschrieben. Der Untote besaß Haare wie grauer Filz. Sein Gesicht wirkte auf

mich wie eine eingedrückte Masse Teig. Von seinen Augen konnte ich nicht viel erkennen, ebensowenig von Nase, Mund und Ohren. Alles war bei ihm irgendwie anders.

Er schleifte auf mich zu. Bei jedem Schritt glitten die Füße über den Beton, die Arme schwingen wie lange Pendel. Mit der Waffe schlug er auch gegen die Maschinen.

Ich hatte Schwierigkeiten mit meinem rechten Arm. Er war wie gelähmt. Sonst wäre es mir ein leichtes gewesen, die Beretta zu ziehen, hier mußte ich noch warten.

Mit der linken Hand kam ich schlecht an die Waffe heran. Dafür holte der Zombie weit aus. Ein Runds Schlag, wobei mich das Rohr am Kopf hätte erwischen sollen.

Ich duckte ab.

Dicht vor mir wirbelte es vorbei und schlug gegen die kantige Verkleidung eines Brenners. Die Anzeigetafeln mit ihren Parametern befanden sich unter Plastik. Eine davon erwischte das Rohr. Der Kunststoff splitterte, die Parameter wurden zermalmt. Ich sprang ihn an, als er den Arm wieder zurückschwang. Mit den Armen konnte ich nicht viel machen, dafür mit den Füßen. Etwas Karate hatte mir Suko auch beigebracht.

Mein Tritt erwischte ihn in Brusthöhe. Der Zombie lernte fliegen und segelte zurück. Als er auf den Rücken krachte, hörte ich etwas knacken. Das hinderte ihn nicht daran, sich auf die Seite zu wälzen und wieder auf die Beine zu kommen.

Mein zweiter Tritt schleuderte ihn abermals zurück. Diesmal überschlug er sich sogar. Das Rohr kratzte dabei über den Boden. Diesmal gelang es mir, die Beretta zu ziehen. Die Waffe kam mir schwer vor.

Ich hielt sie mit beiden Händen fest, als ich schoß. Die Kugel flog nicht vorbei.

Mit einem etwas staunenden Ausdruck, wie ich glaubte, starrte

mich der Untote noch an, dann hatte er seine endgültige Ruhe bekommen, und meine Arme sanken nach unten.

Ich ließ die Beretta wieder verschwinden. Diesmal steckte sie vorn im Gürtel, damit ich auch mit der linken Hand an sie herankam. Ich mußte mit noch weiteren Zombies rechnen.

Mit dem Rücken lehnte ich mich an die Wand. Erst jetzt, wo ich etwas zur Ruhe gekommen war, spürte ich auch die Schmerzen von der Schulter bis zum Handgelenk.

Vorsichtig bewegte ich den Arm, tastete nach, ob etwas gebrochen war. Ich hatte mal wieder Glück gehabt. Vielleicht war mein Körper auch schon zu abgehärtet. Bewegen konnte ich den Arm, die Hand ebenfalls, und bei Schmerzen biß ich die Zähne zusammen.

Eines stand fest.

In diesem verdammten Hotel waren Suko und ich genau richtig. Und das schien Karl Mertens auch gewußt zu haben, sonst hätte er uns bestimmt nicht hergeschickt.

Sicherlich würde sich Suko Sorgen machen, wahrscheinlich suchte er mich schon. Ich verließ den Raum so rasch wie möglich, ohne dem Zombie noch einen Blick zu gönnen. Er würde sich nie mehr in seinem untoten Dasein erheben, weil die Schwarze Magie einfach ausgeschaltet worden war.

Zwar hatte ich eine der lebenden Leichen erledigt, dem eigentlichen Kernproblem war ich damit nicht näher gekommen. Nach wie vor war mir nicht bekannt, wie viele Zombies sich noch in der Nähe befanden und auf einen bestimmten Befehlsgeber hörten. Daß sie aus eigenem Antrieb handelten, daran konnte ich einfach nicht glauben. Untote sind tumbe Gestalten, ohne eine normale Gehirnfunktion. Sie folgen nur ihren fürchterlichen Instinkten.

Die Toilettenräume fand ich ebenso leer wie den Waschraum. Auch von dem Verletzten sah ich nichts. Für ihn war es auch besser gewesen, sich hinzulegen.

Überhaupt kam mir das Hotel verändert vor. Das Flair hatte gewechselt. Auch in der Lobby, wo man mir freundlich zunickte, als ich sie durchquerte.

Ich hatte mich draußen an der Bar von Suko verabschiedet. Dort ging ich auch hin.

Der Keeper hatte nicht viel zu tun. Um die Langeweile zu vertreiben, füllte er Strohhalme in Gläsern nach. Die Sonne schien jetzt heiß. Die Luft war feucht geworden, sie drückte. Es wehte kaum Wind. In einer Zeitung hatte ich über die Washingtoner Hitze gelesen, sie wäre wie eine Peitsche, die einem entgegenschlägt, wenn man in sie hineingeht. Der Schreiber hatte nicht übertrieben.

Gäste fand ich keine mehr an der Pool-Bar. Im Wasser schwammen einige Mädchen. Selbst ihre Bewegungen im kühlen Naß wirkten träge. Zwei Liegen waren nur mehr belegt. Die Girls dort trugen dünne Stoffetzen an den strategisch wichtigen Stellen und hatten ansonsten ihre Körper eingeölt.

Vom Tennisplatz hervernahm ich nicht mehr die hallenden Laute. Der Keeper lächelte mir zu und verschwand. Er servierte eisgekühlte Longdrinks am Pool.

Als er zurückkam, hatte ich bereits meinen Platz gefunden und die Arme auf den Handlauf gestützt. »Haben Sie Ihren Freund getroffen, Sir?« fragte er mich.

»Nein.«

»Dabei wollte er Ihnen nachgehen. Er machte sich Sorgen, weil Sie so lange fortblieben.«

»Wir müssen uns verfehlt haben. Wollte er zu den Toiletten?« hakte ich nach.

»Das nehme ich doch stark an.«

Ich hob die Schultern. »Dann müssen wir aneinander vorbeigelaufen sein.«

»Vielleicht ist er in sein Zimmer gegangen. Die Hitze, Sir, sie ist

wie ein plötzlicher Schwall gekommen.«

»Passiert das öfter?«

»Im Sommer regelmäßig.«

Ich schaute mich um.

»Es ist sowieso nicht viel los hier. Hat die Hitze die Menschen vertrieben?«

Der Keeper lachte. »Die Arbeit, Sir. Die Gentlemen sind gekommen, um zu arbeiten. Momentan haben sie eine Konferenz. Bernie F. Rushmore hat rufen lassen.«

»Dann muß man wohl gehen.«

»Da sagen Sie etwas, Sir.«

»Aber mein Freund wird nicht teilgenommen haben.«

»Da kann ich Ihnen auch nicht helfen.« Ich rutschte vom Hocker.

»Jedenfalls danke ich Ihnen für die Bemühungen.«

»Bitte sehr.«

Ich legte noch einen Dollar auf die Bar und ging. Möglicherweise befand sich Suko tatsächlich in seinem Zimmer und wartete auf mich. Unsere Schlüssel hatten wir eingesteckt und nicht an der Rezeption abgegeben. Ich fuhr hoch, lief den leeren Gang durch, der angenehm kühl war, und klopfte an Sukos Tür.

Keine Antwort.

Als ich die Klinke drückte, mußte ich feststellen, daß die Tür verschlossen war.

Allmählich wurde mir mehr als mulmig. Da war etwas passiert, sonst hätte Suko sich längst gemeldet. Irgend etwas Unvorhergesehenes mußte ihn förmlich überfallen haben.

Ich kam mir ziemlich dumm vor, als ich mein Zimmer betrat und nicht wußte, was ich unternehmen sollte. Suko hatte sich nicht in Luft aufgelöst. Meiner Ansicht nach mußte er sich hier irgendwo im Hotel aufhalten. Wenn nicht in seinem Zimmer, dann vielleicht in einer der Bars oder Konferenzräume. So richtig daran glauben konnte ich

jedoch nicht. Und die Zömbies?

Ich hatte einen gesehen. Aber ich brauchte nicht der einzige Zeuge zu sein. Möglicherweise war Suko ebenfalls einer der Untoten über den Weg gelaufen.

Und welche Rolle spielte Bernie F. Rushmore, der mächtige Mann in Hintergrund? Er hielt in seinem Hotel eine Tagung ab, aber war es nur eine Tagung?

Ich wollte ihn sprechen. Vielleicht hatte Suko auch seinen Weg gekreuzt und einen bestimmten Verdacht geschöpft.

Aus dem Kühlschrank holte ich mir einen Fruchtsaft, rauchte eine Zigarette und dachte nach.

Es kam nicht viel dabei heraus. Bisher drehten wir uns nur im Kreis. Eine Chance, diese Tour zu unterbrechen, sah ich nicht. Und im Hintergrund lauerte, wie ein gewaltiger Druck, das Wissen um die Existenz der Zombies...

Sie hatten Suko zwar hart erwischt, aber nicht zu hart. Ein anderer wäre längst bewußtlos geworden, Suko, der einiges einstecken konnte, bekam vieles von dem mit, was sie mit ihm taten. Und er hörte auch ihren Gesprächen zu. Ihnen zufolge sollte Suko ausgeschaltet werden. Dabei konnte es sich nur um seinen Tod handeln, denn die beiden sprachen so von ihm, als würde er schon nicht mehr leben.

Sie waren nicht im Hotel geblieben. Durch einen versteckten Eingang hatten sie den Kasten verlassen und bewegten sich nun an der Rückseite entlang, wo ein fast tropischer Garten wucherte, der eine natürliche Schutzmauer zwischen dem Hotel und den Tennisplätzen bildete. Zu den Plätzen selbst führte ein breiter Weg, den nahmen sie nicht. Es gab noch eine andere Strecke, mehr einen Pfad, überdeckt von grünen Baumkronen, die von zwei Seiten zusammengewachsen waren, ein Dach bildeten, so daß auch das

starke Sonnenlicht gefiltert wurde. Die Luft unter dem Dach war kaum zu atmen. Sie stand. Zudem war sie feucht und schwül, eine Brutstätte für zahlreiche Insekten. Auch die beiden Kerle schwitzten, denn sie hatten mit dem ziemlich schweren Körper des Chinesen große Mühe.

»Wir können ihn doch schon hier umlegen!«

»Nein, noch ein Stück. Da ist auch der Tümpel.«

»Okay.«

Schon bald raschelte es. Die beiden Männer schleiften Suko vom Weg weg in das Dickicht hinein. Die Zweige fielen hinter ihnen zu wie ein dichter Vorhang.

Sie wühlten sich weiter und erreichten den Tümpel. Suko hatte die Augen geöffnet.

Der kleine Teich lag sehr versteckt. Auf seiner ruhigen Oberfläche spiegelte sich die Sonne. Selbst den Fröschen war es zu heiß. Sie blieben meist unter der Oberfläche.

Suko lag auf dem Rücken, die Augen hielt er spaltbreit offen. Er wollte sich nicht so einfach abknallen lassen. Die beiden Männer standen relativ günstig.

In Trittweite entfernt hielt sich ein dunkelhaariger Kerl mit breiten Schultern auf. Der andere stand neben Suko. Der Breitschultrige holte einen schweren 45er hervor.

Da trat Suko zu.

Beide Beine hatte er vorgeschleudert, nahm die Waden des Mannes in die Zange und wuchtete ihn nach links. Der Breitschultrige stieß einen erschreckten Laut aus. Er schoß nicht einmal in die Luft, so überrascht war er. Und wo er Halt finden wollte, griff er ins Leere, denn Wasser hat bekanntlich keine Balken.

Mit einem platschenden Laut verschwand er in dem Tümpel und ging sofort unter.

Mit den Händen griff Suko nach dem zweiten Killer. Der sprang

zwar zurück, war aber nicht schnell genug gewesen, denn Suko erwischte noch seine Hosenbeine, hielt den Stoff eisern fest und riß den Kerl von den Füßen.

Er fluchte und sah im nächsten Augenblick einen Schatten vor sich. Suko hatte sich wieder aufgerichtet. Mit beiden Händen schlug er zu. Es waren Hiebe, die sein Leben retten sollten.

Der Mann gurgelte auf. Er wurde erst rot, dann bleich, danach blieb er bewegungslos liegen.

Suko, noch längst nicht fit, taumelte einige Schritte zur Seite und drehte sich dann um. Dabei zog er auch seine Beretta und richtete die Mündung gegen den Tümpel.

Dort wühlte sich der erste Kerl wieder hoch. Das grüne Wasser reichte ihm bis zur Hüfte. Eigentlich sah er lächerlich aus, denn Algen und Pflanzenreste bedeckten nicht nur seine Kleidung, sie hatten auch eine Schicht über seine Haare gelegt. Die Brühe rann ihm über das Gesicht, er wollte trotzdem noch schießen, aber Suko hatte bereits die Mündung auf ihn gerichtet.

»Mach keinen Fehler!« keuchte er. »Nicht den geringsten, Mister!«
Der Kerl ließ den rechten Waffenarm unten. Die Mündung des 45ers tupfte gegen die Wasserfläche.

Suko hatte sich breitbeinig hingestellt. Er kämpfte noch immer gegen die Schwäche, riß sich in diesen harten Streßmomenten ungemein zusammen. »Laß die Kanone los!«

Das tat der Killer. Die Waffe verschwand in der Tümpelbrühe.

»Gut — und jetzt du.«

»Wie?«

»Runter mit dir, tauchen!«

Der Killer schaute Suko groß an, als könnte er es nicht glauben.

»Was soll ich?«

Der Inspektor kam einen Schritt näher. »Willst du tauchen oder eine Kugel?«

»Okay, Mann, okay. Aber glaub nicht, daß du damit gewonnen hast. Dir und deinem Kumpen wird der...«

»Kühl dich ab, Mann!«

»Und wie lange?«

»Bis du schlucken muß.«

»Scheiße, du bist ein Bastard!« Der Killer konnte nichts tun. Er sackte zusammen, würde aber sicherlich nach seiner Kanone tasten, falls er sie im Schlamm fand.

Der Killer verschwand. Seine Umrisse wurden zu einem breiten, zerlaufenden Fleck unterhalb der Wasserfläche.

Suko war gespannt, wie er reagieren würde. Er trat so dicht wie möglich an den Rand des Teiches, bis die Erde zu weich wurde. Dort wartete er. Die Wellen liefen aus. Sie verzerrten den Schatten der Gestalt noch mehr. Manchmal trieb er hoch, Haare schwammen an der Oberfläche. Natürlich bewegte der Killer seinen rechten Arm. Er wühlte den Grund auf, suchte nach seiner Waffe.

Sekunden vergingen.

Suko hatte nicht mitbekommen, ob der Mann vor dem Tauchen noch nach Luft geschnappt hatte.

Wie lange würde er unten bleiben?

Es war still, bis auf das Zirpen der Insekten. Wind herrschte nicht. Das Blätterdach bildete einen dichten Schutz.

Dann kam er.

Blitzschnell und auch schreiend schoß er hoch. Wasser rann über seine Gestalt, vermischt mit dem schleimigen Grün der Algen und dem hochgewirbelten Schlamm. Er hatte auch die Waffe gefunden, konnte noch nicht viel sehen.

Als er den Arm herumschwang, trat Suko ihm gegen das Gelenk. Der Mann schrie weiter, dann schlug Suko zu.

Er traf genau. Wie ein Sensenschlag war seine Hand von rechts nach links über den nassen Scheitel des Mörders gehuscht. Einen

zweiten Hieb brauchte Suko nicht mehr zu landen.

Der Killer sackte zusammen. Er wäre ertrunken, hätte Suko ihn nicht aus dem Wasser gezerrt und neben dem Tümpel zu Boden gelegt. Auch er war geschafft. Mit unsicheren Bewegungen ging er zurück, lehnte sich gegen einen Baumstamm und mußte zunächst die eigene Schwäche überwinden. Es war ihm relativ leicht gelungen, die beiden Mörder zu überwältigen. Sie hatten sich eben zu sicher gefühlt, was letztendlich ein Fehler gewesen war.

Über Sukos Gesicht rann der Schweiß in Strömen. Die dumpfe Hitze und der Streß machten ihm zu schaffen.

Die beiden hatte er sich glücklicherweise vom Hals geschafft, aber Zombies waren es nicht gewesen. Er fragte sich, zu wem sie gehörten. Bei seinen Überlegungen blieb er auf einem Punkt stehen. Bernie F. Rushmore!

Nur er konnte den Killern den Befehl erteilt haben, so einzusteigen. Für Suko gab es keine andere Lösung. Das mußte einfach von Rushmore ausgegangen sein.

Was hatte er Rushmore getan? Oder wußte der Konzernchef über seine und Johns Aufgaben Bescheid? War Verrat im Spiel?

Suko rechnete mit allem. Jedenfalls mußte er so rasch wie möglich wieder zurück, um mit John Sinclair einige Worte zu reden. Er wollte es den beiden Kerlen schwer machen, wenn sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachten. Mit einer Handschelle band er sie zusammen. Bei dem Breitschultrigen klemmte er den Ring um den Fußknöchel, bei dem anderen Typen um das Handgelenk.

Jetzt fühlte er sich wohler.

Der Weg war leicht zu finden. Schon bald sah er die Rückfront vor sich. Die Sonne knallte auf seinen Kopf. Suko hatte Schwierigkeiten, er suchte den Schatten und fand ihn in der Lobby. Der Inspektor riß sich zusammen, als er an der Rezeption nach John Sinclair fragte.

»Mr. Sinclair hat ebenfalls nach Ihnen gefragt«, wurde ihm gesagt.

»Und wo finde ich ihn?«

»Er fuhr hoch.«

»Danke.«

Suko wollte gehen und hörte die Frage des Mädchens. »Geht es Ihnen nicht gut, Sir?«

Er drehte sich um, grinste verzerrt und sagte: »Die Hitze, wissen Sie. Die ist ungewohnt.«

»Ja, das geht vielen Gästen so.«

»Eine Frage noch. Hat die Konferenz bereits begonnen?«

»Natürlich.«

»Sie wissen nicht zufällig, wann sie beendet ist? Ich wollte noch mit Mr. Rushmore einige Worte sprechen.«

»Da bin ich überfragt, Sir.«

»Danke.«

Suko wollte nicht erst nach oben in die Zimmer fahren. Ersuchte ein Telefon und wählte Johns Zimmeranschluß, den er sich automatisch eingeprägt hatte.

Als er die Stimme seines Freundes hörte, atmete nicht nur er erleichtert auf, auch ich.

»Mensch, Suko, wo steckst du?«

»Im Hotel.«

»Unten?«

»Ja.«

»Wann soll ich kommen?«

»Sofort.«

»Okay, ich fliege...«

Dr. Karl Mertens wußte, daß ihn diese Aktion den Job und noch mehr kosten konnte, wenn sie schief lief. Was er in Bewegung gesetzt hatte, mußte er auf die eigene Kappe nehmen. Nirgendwo hatte er Rückendeckung bekommen, auch nicht gewollt. Zwar waren gewisse

Stellen eingeweiht und informiert worden, offiziell jedoch wollte niemand etwas davon wissen. Das war allein Mertens' Aktion. CIA-Agenten als Zombies!

Er saß hinter seinem Schreibtisch und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. So etwas war kaum zu begreifen. Von dreien wußte er es sicher. Aber was geschah, wenn es eine ganze Truppe von lebenden Toten unter den CIA-Agenten gab?

Dann mußte er das Militär alarmieren. Er gratulierte sich jetzt selbst zu dem Entschluß, Captain Ashley eingeweiht zu haben. Wenn es tatsächlich hart auf hart ging, mußte dieser Mann mit seiner Truppe anrücken und dafür sorgen, daß die Zombies verschwanden. Er hatte sich kaum mit dem Gedanken vertraut gemacht, als er den Captain anrief. Mertens wollte außerdem erfahren, ob es in Arlington noch weitere unheimliche Vorfälle gegeben hatte.

Er hatte Ashley schnell an der Strippe. »Ja, Sir, was kann ich für Sie tun?«

»Nur eine Auskunft, Captain. Haben Sie noch weitere aufgebrochene Gräber gefunden?«

»Nein!«

»Auch keine besonderen Vorfälle, Mr. Ashley?«

»Alles ruhig, Sir.«

»Gut, halten Sie die Augen offen! Es kann durchaus möglich sein, daß ich Sie und Ihre Männer noch brauche. Sie müßten dann so rasch wie möglich hier erscheinen.«

»Im Pentagon, Sir?«

»Ja.«

Ashley schwieg in den folgenden Sekunden. »Das wird Probleme geben, Sir, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Die räume ich Ihnen aus dem Weg!«

»Wie Sie meinen.«

Das Gespräch war beendet. Als Mertens auflegte, klopfte es, und

Lieutenant Keel, sein Assistent, betrat das Büro. In steifer Haltung blieb er stehen. »Brauchen Sie mich noch, Sir?«

»Nein. Sie können gehen.«

Keel wirkte erleichtert. »Ich danke Ihnen, Sir. Das wird meine Verlobte freuen.«

»Ja, natürlich. Wann wollen Sie denn heiraten.«

»Noch in diesem Jahr, Sir.«

»Gut, viel Glück.«

»Danke.« Keel salutierte, wünschte noch einen angenehmen Abend und verließ das Zimmer.

Dr. Mertens legte seine Stirn in Falten und räusperte sich. Im Pentagon wurde nie Feierabend gemacht. Rund um die Uhr waren bestimmte Abteilungen besetzt.

Man wachte, man überwachte, besonders in den abgesicherten Räumen unter der Erdoberfläche. Aus einer Schublade nahm Mertens ein Erfrischungstuch und tupfte Stirn und Wangen ab. Er überlegte, ob er Suko und Sinclair anrufen sollte. Sie hatten sich bei ihm nicht gemeldet, möglicherweise befanden sie sich auch auf der falschen Spur, aber daran wollte Mertens jetzt nicht denken. Die drei untoten CIA-Agenten hatten allesamt im Star-Hotel gewohnt. Es konnte Zufall gewesen sein, brauchte es aber nicht, denn wo anders als in der Höhle des Löwen konnte der Feind am wirksamsten zuschlagen?

Da Keel die Tür zum Vorzimmer nicht ganz geschlossen hatte, vernahm Mertens die Schritte des Mannes, der den Raum betreten hatte, ihn jetzt durchquerte und wenig später in seinem Büro stand. Es war General Rushmore!

Er lächelte wissend. Mertens mochte dieses Lächeln nicht. Er mochte den ganzen Kerl nicht, der seine Arroganz und auch seine Macht zu deutlich zur Schau stellte.

»Sie können sitzenbleiben«, sagte Rushmore und holte sich einen bequemen Stuhl heran. »Ist Ihr Bruder wieder weg?«

»Ja.« Rushmore ging nicht weiter auf dieses Thema ein, nahm seine Nickelbrille ab und putzte die Gläser. »Haben Sie schon etwas erreicht, Karl?«

»Nein.«

Der General legte die Stirn in Falten. »Sie sollten es aber, Karl, es ist besser für Sie.«

»Ich weiß.«

Rushmore setzte die Brille wieder auf. »Man erwartet Erfolge. Ich telefonierte wieder mit ganz oben. Von dort hat man es mir deutlich genug zu verstehen gegeben.«

»Ich kann Ihnen nur sagen, Garry, daß ich am Ball bin.«

Der General setzte wieder das Lächeln auf. »So wie Sie hier am Schreibtisch sitzen, ist das kaum glaubhaft.«

»Ja, das stimmt.« Mertens gewann seine Sicherheit wieder. »Denken Sie mal an eine Spinne. Sie sitzt ebenfalls in ihrem Netz, braucht nicht viel zu tun und nur zu warten, bis bestimmte Dinge eintreten. Dann kann sie zuschlagen.«

»Sehen Sie sich als Spinne?«

»So ist es.«

»Wo haben Sie denn Ihre Fühler ausgebreitet, Karl?« Mertens holte tief Luft. »Garry, es gibt gewisse Tatsachen, die ich noch für mich behalten möchte.«

»Das ist nicht gut.«

»Wieso nicht?«

»Wir haben den Job bekommen. Wir müssen die Invasion stoppen.« Karl Mertens überlegte scharf. »Sie sprechen von einer Invasion, Garry? Wie kommen Sie darauf?«

Der General lachte. »Glauben Sie denn, daß wir mit den drei Wesen alles abgegrast haben?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich jedenfalls rechne mit einigen mehr. Und das kommt für mich

einer Invasion gleich.«

Mertens überlegte. Ihm gefiel das Gehabe des Generals nicht. Er hatte ihn nie gemocht, das wußten beide, aber jetzt mochte er ihn noch weniger, weil er das Gefühl hatte, daß Rushmore ihm Informationen zurückhielt. Er wußte mehr.

»Woran denken Sie, Karl?«

»An Ihre Worte. Sie sprachen von einer Invasion.«

»Dabei bleibe ich auch.«

Mertens beugte sich vor. Er sprach zischend über den Schreibtisch hinweg. »Dann wissen Sie mehr?«

»Eigentlich nicht. Oder noch nicht.«

»Wieso?«

General Rushmore streckte die Beine aus. »Es ist doch so, Karl. Wir beide brauchen uns nichts vorzumachen. Wir haben relativ hohe Rosten im Pentagon inne. Sie besitzen möglicherweise noch mehr Macht als ich, weil Sie auch Verbindungen zu den einzelnen Geheimdiensten haben, aberreicht Ihnen das?«

Dr. Mertens schüttelte leicht den Kopf. »Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«

»Auf die Macht, Karl. Reicht Ihnen die Macht eigentlich aus, die Sie besitzen?«

»Ja.«

»Das sagen Sie nur so. Es gibt immer noch Leute, die über Ihnen sitzen und ihre Daumen draufhalten können.«

»Die wird es immer geben.«

Jetzt nickte der General. »Im Prinzip haben Sie recht, die wird es auch immer geben, weil niemand daran denkt, gewisse Dinge zu ändern.«

»Ach — und Sie wollen das?«

»Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Karl. Ich möchte etwas daran ändern. Ich bin fest entschlossen.«

»Wie hoch wollen Sie denn noch in der Hierarchie klettern?«

»Überhaupt nicht höher.«

»Können Sie dann etwas ändern?«

»Doch, ja.« Er nickte. »Man muß nur andere Methoden einführen.

Unkonventionelle, verstehen Sie?«

»Ja, das ist mir klar. Nur weiß ich nicht, was Sie unter diesen Methoden verstehen, Garry?«

»Das möchte ich Ihnen ja gerade erklären.«

»Ich bin gespannt.«

Rushmore lachte. »Das kann ich mir denken.« Er verstummte und schaute auf seine Schuhe. »Eigentlich, Karl, müßten Sie schon Bescheid wissen oder aus meinen Erklärungen etwas herausgefunden haben.«

»Nein.«

»Nun ja. Sie können sich denken, daß ich nicht zum Spaß zu Ihnen gekommen bin. Ich sitze hier, weil ich Ihnen einen Vorschlag machen möchte. Wenn Sie schlau sind, gehen Sie auf diesen Vorschlag ein. Wenn nicht...« Er hob die Schultern. »Jeder ist seines Glückes Schmied.«

»Das hört sich an wie eine Erpressung.«

»Es ist keine. Ich würde es eher als einen Ratschlag ansehen.«

Rushmore hob den Kopf.

»Wie Sie wollen.«

»Gut.« Der General lehnte sich zurück. »Ich will mal anders anfangen. Sie kennen meinen Bruder?«

»Ja.«

»Sie schätzen ihn nicht sonderlich.«

»Spielen persönliche Gefühle eine Rolle?«

»In diesem Fall vielleicht schon. Mein Bruder spielt nämlich eine wichtige Rolle. Die wichtigste überhaupt.« Der General stand auf und begann mit einer Wanderung über den Teppichboden. »Wissen

Sie, Karl, mein Bruder Bernie F. Rushmore gehört nämlich zu den Leuten, die Macht besitzen. Hinter ihm steht American Anilin, man kann sagen, daß ihm dieser Konzern gehört. Er expandiert, er wird hervorragend gemanagt, aber der ganz große Erfolg fehlte eben.«

»Den hat Ihr Bruder jetzt erreicht?«

Rushmore stand am Fenster und drehte Dr. Mertens den Rücken zu. Er nickte bei seiner Antwort gegen die Scheibe. »Es sieht so aus. Mein Bruder hat die Macht.«

»Das verstehe ich nicht.«

Rushmore drehte sich wieder um und nahm seinen alten Platz ein. »Er hat seine Macht so weit gesteigert, daß er stärker und mächtiger werden kann als unser Präsident.«

Dr. Karl Mertens, der starke Worte durchaus verkraften konnte, war diesmal überrascht. »Haben Sie sich nicht geirrt, Garry? Stärker als der Präsident?«

»Ja, das habe ich gemeint.«

»Will er selbst Präsident werden? Hat ersieh, um diesen Plan zu verwirklichen, eine Strategie ausgedacht?«

»Nein, Sie denken in eine völlig falsche Richtung. Das ist es alles nicht.«

»Dann bin ich überfragt.«

Garry Rushmore lachte. »Sie besitzen leider nur wenig Phantasie, Karl. Schade.«

»Ich halte mich an Fakten.«

»Das sollen Sie auch. Ich sagte Ihnen doch, daß er mächtiger werden kann als unser Präsident. Mein Bruder hat jahrelang an diesem Plan gearbeitet und auch Erfolg gehabt.«

»Kommen Sie doch endlich zur Sache, bitte.«

»Ich bin schon dabei. Hatte ich vorhin nicht von einer Armee oder Truppe von Zombies gesprochen?«

»Das taten Sie.«

»Damit habe ich nicht gelogen. Es gibt diese Truppe bereits. Sie ist heute entstanden.«

Dr. Mertens schwieg. Er mußte diese Aussage erst verdauen. Der General lächelte, als er sah, wie sein Gegenüber ein Tuch hervorholte und seine schweißnasse Stirn abwischte.

»Nervös, Karl?«

»Nicht direkt. Nur etwas überrascht, daß Sie besser darüber Bescheid wissen als ich.«

»Ja, womit wir wieder auf die Macht zu sprechen kommen. Es ist gut, wenn man sie und das Wissen hat. Aber ich will nicht vom Thema abweichen. Die drei untoten CIA-Agenten waren gewissermaßen die Probe. Sie hat hervorragend geklappt, es ist unter der Oberfläche einiges aufgewühlt worden, so haben es sich mein Bruder und ich auch vorgestellt.«

»Sorry, Carry, Sie hängen mit drin.«

Der General schaute Mertens groß an. »Und wie ich mit drinhänge, Karl. Ich habe meinem Bruder schließlich Tür und Tor geöffnet, damit er mit seinen Wesen hier hereinkommen kann. So einfach möchte ich es einmal ausdrücken.«

Mertens wurde im Innern eiskalt. Sein Gesicht erstarrte zu einer grauen Maske. »Noch einmal von vorn, General. Sie hängen mit drin. Sie haben Ihrem Bruder und dessen Mitarbeitern...«

Rushmore schüttelte den Kopf. »Nein, nicht Mitarbeitern, Karl. Sie haben mich falsch verstanden. Zombies, lebende Leichen. Er wird mit ihnen noch heute einen Großteil des Pentagons besetzen...«

Dr. Karl Mertens hatte in seiner Laufbahn einiges zu hören bekommen und auch viel schlucken müssen. Diese letzten Sätze jedoch waren einfach zu viel des Guten. Er starrte Rushmore an, der wieder ein überlegenes Lächeln aufgesetzt hatte. Das ärgerte ihn.

»Was sagen Sie, Karl?«

»Nichts sage ich.«

»Sie sind perplex.«

»Ich kann es nicht glauben.«

»Es stimmt aber. Mein Bruder und ich haben an diesem Plan gebastelt. Es hat uns Jahre unseres Lebens gekostet, jetzt aber ist er perfekt. Keiner kann uns daran hindern. Ich werde meine beschränkte Macht einsetzen, um den Zombies den Weg ins Pentagon zu ebnen. In wenigen Stunden haben die Rushmore-Brüder hier die Macht übernommen und werden tatsächlich mächtiger sein als der Präsident, womit wir wieder beim Ausgangspunkt unseres Gesprächs sind.«

Mertens atmete schwer. Er lockerte den Krawattenknoten und öffnete den obersten Knopf des Hemdes.

»Möchten Sie etwas trinken, Karl?«

»Nein, danke.«

»Ich hätte an Ihrer Stelle ebenso reagiert. Die Wahrheit ist halt schwer zu ertragen.«

»Ist es denn die Wahrheit?« fragte Mertens zurück.

»Die volle und kein Bluff.«

Karls Augen wurden starr. »Wenn es die Wahrheit ist, werde ich alles tun, um dieses Grauen zu verhindern. Das bin ich uns und der freien Welt schuldig.«

»Sie haben keine Chance mehr.«

»O doch.« Mertens hob den Arm und legte eine Hand auf den Telefonhörer. Er ließ seine Finger dort liegen, denn General Rushmore hatte Mertens' Reaktion vorausgesehen und seine Dienstpistole gezogen, die er über den Schreibtisch hinweg auf sein Gegenüber richtete. Die Mündung glotzte Mertens an.

»Keine falsche Bewegung! Meine Kugel wäre schneller. Ich würde Ihnen auch sofort in den Kopf schießen, Karl.«

Mertens nickte. »Ich habe verstanden.«

»Das ist gut. Ein Mann wie Sie geht ebenfalls nicht ohne Dienstwaffe. Wo haben Sie die Pistole versteckt?«

»Ich trage Sie nicht bei mir.«

»Wo ist sie?« zischte Rushmore.

»Okay.« Mertens wußte, daß es keinen Sinn mehr hatte, einen Bluff zu versuchen. Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches an der rechten Seite und wollte die Pistole hervorholen, als der General aufsprang.

»Mit spitzen Fingern, Karl.«

»Sicher.«

Mertens war nicht lebensmüde. Die Waffe wäre ihm fast noch aus der Hand gerutscht, als er sie hervorholte, so sachte hatte er das Schießisen nur angefaßt.

»Legen Sie es mitten auf den Schreibtisch.«

Karl ließ die Pistole fallen. Der General nahm sie hastig an sich und steckte sie ein. Die Mündung seiner eigenen Waffe blieb dabei auf Mertens gerichtet.

»Und jetzt?« fragte Mertens.

»Werden Sie unfreiwillig mitspielen, mein Freund. Ich habe Sie für klüger eingeschätzt. Sie hätten an der Macht teilhaben können, mein Lieber. Aber manche Menschen sind eben zu dumm. Ich habe auch lange gebraucht, doch jetzt lasse ich mir keine Chance mehr entgehen!«

Mertens hob die Schultern. Ihn störte die Mündung der Waffe nicht.

»Was heißt keine Chance entgehen lassen? Glauben Sie mir, General, es gibt auch Menschen, die sich ihren Stolz bewahrt haben.«

»Stolz. Was ist das schon, wenn es um ein Geschäft geht? Um einen Riesen-Deal, wie ihn die Welt zuvor noch nicht gesehen hat. Sie hätten nicht nur reich werden können, auch die Macht...« Der General sprach nicht mehr weiter. Er war wohl von seinen eigenen

Worten und Vorstellungen überwältigt worden. »Überlegen Sie. Zombies im Pentagon. Man würde uns alles zu Füßen legen, alles, damit nur nicht jemand auf einen falschen Knopf drückt und den absoluten Untergang in Bewegung setzt. Den alles vernichtenden Schlag, dem der Gegenschlag folgt und wieder...«

»Denken Sie da nicht zu weit, General?«

»Nein, mit dem Wissen im Rücken bleibe ich Realist.«

»Wer von uns kann schon einen Atomkrieg überleben?«

Rushmore lachte. Seine Augen glänzten hinter den runden Brillengläsern. »Wir Menschen nicht, das sage ich Ihnen gleich, aber Zombies werden überleben. Zum Schluß bleiben nur sie übrig. Die Zombies werden auf der Erde regieren. Und ich werde dabei sein.«

»Als einziger Nichtzombie?«

»Wer sagt das denn?«

»Dann wollen Sie zum Zombie gemacht werden?«

»Wahrscheinlich.«

»Und das geht?«

»Ja.« Rushmore lächelte. »Und wie das geht, Karl. Ich habe einen Bruder, der einen großen Pharma-Konzern führt. Ein Konzern ist nicht nur da, um zu verkaufen, er muß auch forschen. Und American Anilin hat sich mit der Zombie-Forschung beschäftigt, seit auch Wissenschaftler erkannt haben, daß es die lebenden Toten tatsächlich gibt. Das Geheimnis der alten Voodoo-Medizinmänner ist aufgedeckt worden. Haben Sie schon etwas von der Zombie-Droge gehört?«

»Ja, das habe ich.«

»Wie gut. Meinem Bruder ist es gelungen, diese Droge im Labor herzustellen. Eine synthetische Zombie-Droge. Sie stellt alles bisherige in den Schatten. Kein Rauschgift reicht an sie heran. Diese Droge ist absolut einmalig, und sie schafft es tatsächlich, normale Menschen zu Zombies zu machen.«

Wenn die Sache auf dieser Schiene lief, gab es für Mertens keinen

Grund, dem General nicht zu glauben. Er kannte nur nicht das Rezept, wie die Droge hergestellt wurde.

»Sind Sie denn über die Herstellung der Droge informiert, Rushmore?«

»In etwa.«

»Klären Sie mich auf.«

Rushmore nickte. »Ja, wir haben noch ein wenig Zeit. Ich kann Ihre Neugierde befriedigen, Karl. Die synthetische Zombie-Droge beruht auf der chemischen Basis. Man braucht einen Schlüssel, einen Anfang, und den fand man im Körper des Kugelfisches *Diodonhystrix*, auch fou-fou genannt. Der Fisch setzt sein hochgiftiges Tetrodotoxin als tödliche Waffe gegen seine Feinde ein. Das Sekret ist hundertmal giftiger als Blausäure. Man hat es sogar in China eingesetzt, um sich unbequeme Mandarine vom Hals zu schaffen. Wenn man die Droge richtig mischt, führt sie nicht zum Tod, sondern zum Scheintod. Und das wußten auch afrikanische Sklaven, die von Afrika nach Mittelamerika verschleppt worden waren. Heute noch macht man mit den Zombies Geschäfte. Medizinmänner beherrschen ihr Gebiet so gut, daß sie die Dosis derart verlängern, daß die Einnehmenden zu Zombies und damit auch zu willenlosen Plantagenarbeitern werden, die man gut verkaufen kann. So ähnlich hat auch mein Bruder angefangen. Über die genauen Einzelheiten bin ich natürlich nicht informiert, das will ich auch gar nicht sein.«

Dr. Mertens nickte. »Sie haben recht. Auch mir reichen diese schlimmen Einzelheiten.«

»So sieht es also aus.«

»Aber die CIA-Agenten waren keine Scheintoten, sondern echte Zombies, wie ich weiß.«

»Das sollte auch so sein.«

»Dann stimmt Ihre Theorie nicht, General.«

»Doch, sie stimmt, denn mein Bruder hat sich mit den normalen Forschungen nicht zufrieden gegeben. Er hat es geschafft, den Tod zu überwinden und nicht nur den Scheintod.«

Mertens wollte aufspringen, ließ es aber bleiben, als Rushmore seine rechte Hand mit der Waffe vorstieß. »Ruhig, Karl, ganz ruhig.«

»Okay, okay, ich bin ruhig.« Mertens legte seine Hände flach auf den Schreibtisch. »Mir gefällt nur einiges nicht an Ihrer Rede. Es ist nicht so einfach, eine Pille herzustellen und damit den Tot! zu überwinden. Dazu braucht man etwas mehr.«

»Das stimmt. Und zwar die Hilfe der Schwarzen Magic. Voodoo, die Hölle, der Teufel — all diese Dinge spielen eine gewaltige Rolle. Mein Bruder hat sie in die Reihe gebracht.«

Mertens nickte. »Ich sah ihn ja vorhin. Könnte es sein, daß mir an ihm etwas aufgefallen ist?«

»Das weiß ich nicht.«

»Nun, er sah zwar aus wie ein Mensch, aber auch Zombies sehen aus wie Menschen, obwohl sie Monster sind. Könnte es sein, daß Ihr Bruder selbst ein Zombie geworden ist und ich an ihm einen gewissen Geruch festgestellt habe, den man mit den Begriffen Grab und Friedhof umschreiben könnte?«

Carry Rushmore lächelte. »Das wäre möglich.«

»Wäre das nur möglich?«

»Es ist möglich.«

Mertens nickte. »Also ist er ein Zombie!«

Rushmore gab keine Antwort. Er lächelte nur und freute sich über seinen Sieg.

Mertens wunderte sich darüber, wie relativ gelassen er bisher noch geblieben war. »Gehen wir davon aus, daß alles stimmt, was Sie gesagt haben und daß das von Ihnen Erhoffte auch eintreten wird, so frage ich Sie dennoch: Wo befindet sich Ihr Bruder mit seinen untoten Helfern? Schon in der Nähe des Pentagons?«

»Vielleicht sind sie schon auf dem Weg!«

»Von wo?«

»Star-Hotel.«

Dr. Mertens sagte nichts mehr, doch seine Gedanken schlugen plötzlich Purzelbäume. Er hatte eine gewisse Vermutung gehabt, und sie war nicht falsch gewesen. Das Star-Hotel spielte darin eine sehr große Rolle, vielleicht die entscheidende.

»Dort hat mein Bruder mit den CIA-Leuten Kontakt aufgenommen und sie für seine Pläne gewinnen können.«

»Sie traten also als Zombies ihre Einsätze an.«

»Ja, wo sie auch erschossen wurden. Aber dann kamen sie zurück. Es waren vier, glaube ich.«

»Und einer wurde von den Russen entdeckt.«

Rushmores Mundwinkel zuckten. »Das war der einzige Fehler, der uns leider unterlief. Aber er ist nicht sehr schwerwiegend. Die Russen werden sich hüten, etwas an die Öffentlichkeit zu bringen. Sie würden sich nämlich auf der ganzen Welt lächerlich machen. Dieses Risiko geht kein Russe so leicht mehr ein.«

Dr. Mertens hütete sich, den General über John Sinclair Job aufzuklären. Auch verschwieg er, daß bereits bekannt war, welche Folgen die Zombie-Droge haben konnte.

»Wann erfahren Sie mehr, General?«

»Mein Bruder wird mich anrufen.«

»Wo — hier?«

»Natürlich. Es war alles besprochen. Ich bin davon ausgegangen, daß ich Sie überraschen kann. Wie Sie sehen, Karl, hat es ja wunderbar geklappt. So altmodisch eine Pistole in der heutigen Computer-Zeit auch sein mag, ihre Wirkung jedenfalls hat sie nicht verloren. Ein kleines Stück Blei reicht aus, um Ihrem Leben ein Ende zu setzen.«

Mertens spielte jetzt mit dem Feuer. »Können Sie mich überhaupt

am Leben lassen, General? Schließlich bin ich ein Zeuge.«

Fast bedauernd schüttelte Rushmore den Kopf. »Im Prinzip nicht, Karl. Irgendwie würde es mir leid tun, Sie zu töten. Deshalb habe ich eine andere Lösung gefunden.«

»Und welche?«

»Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen einer Kugel oder der Einnahme der Zombie-Pille.«

Dr. Mertens sagte vorläufig nichts. Er nickte nur. »Das habe ich mir fast gedacht«, murmelte er nach einer Weile.

»Und wie entscheiden Sie sich?«

»Muß ich das jetzt?«

»Nein, ich will ehrlich zu Ihnen sein. Sie haben noch etwas Zeit. Ich sage Ihnen, wenn es so weit ist. Ich möchte erst, daß Sie meinen Bruder und seine Freunde sehen. Dann wird Ihnen die Entscheidung bestimmt leichter fallen.«

Mertens hatte sich bereits entschieden. Niemals würde er die verdamnte Pille nehmen, dann war ihm eine Kugel schon lieber. Außerdem bestand noch eine gewisse Hoffnung. Der General hatte einige Male das Star-Hotel erwähnt. Dort aberhielten sich John Sinclair und Suko auf. Es mußte schon mit dem Teufel zugehen, wenn die beiden nicht mißtrauisch geworden waren. Andererseits, was sollten sie gegen eine kleine Armee von Untoten alles anstellen?

»Woran denken Sie, Karl?«

»An meine Zukunft.«

Rushmore freute sich diebisch. »Die sieht verdammt nicht gut aus, mein Lieber.«

»Das befürchte ich auch.«

»Dann entscheiden Sie sich jetzt.« Der General streckte den Arm weit aus und zielte schräg von oben herab auf die Stirn des sitzenden Dr. Karl Mertens.

Der schwieg.

»Los, sagen Sie es mir!« Rushmore war nervös geworden. Möglicherweise ärgerte er sich über Mertens' Ruhe. »Ich warte nicht mehr länger. Ich will endlich wissen...«

Das Telefon meldete sich. Sein piependes Geräusch enthob Mertens einer Antwort. »Soll ich abheben?« fragte er.

Der General überlegte einen Moment. »Nein«, sagte er dann. »Das wird mein Bruder sein. Ich mache es selbst. Ich hebe ab und werde ihm erklären, daß...« Er sprach nicht mehr weiter, sondern ging in die Knie und griff mit der freien Hand nach dem Hörer.

Mertens beobachtete ihn genau. Es ist nicht einfach, sich auf ein Telefongespräch zu konzentrieren und gleichzeitig jemanden in Schach zu halten.

Vielleicht ergab sich eine Chance...

Dr. Mertens beobachtete den General, der leise anfang zu lachen, als er die Stimme des Anrufers vernahm. »Ja, ich bin es, Bernie. Es ist alles in Ordnung. Und bei dir?« Er lauschte einen Moment, bevor er loslachte. Das sagte Mertens genug. Dieser verfluchte Bernie F. Rushmore schien es tatsächlich geschafft zu haben.

Durch den General bekam er auch die Bestätigung. »Ja, das ist gut. Das ist sogar wunderbar. Es lief anscheinend besser, als du es dir vorgestellt hast — oder?«

Mertens hörte das Lachen des Konzernchefs durch den Hörer und schluckte hart.

»Wann bist du hier?« Der General wartete auf die Antwort und nickte.

»Sehr gut, ich bereite alles vor. Man wird euch durchlassen, da gibt es keinen Ärger.«

Dr. Mertens saß wie auf glühenden Kohlen. Noch hatte sich Rushmore nicht zu sehr ablenken lassen. Er telefonierte, aber er richtete seinen Blick auch auf den Mann hinter dem Schreibtisch. Die Lage spitzte sich immer mehr zu.

Sein Bruder gab ihm noch einige Informationen durch. Wieder nickte der General, war etwas abgelenkt, und diese hauchdünne Chance nutzte Dr. Mertens.

Er griff an.

Suko und ich trafen in der Lobby zusammen, standen allerdings so weit abseits, daß wir uns in Ruhe unterhalten konnten, ohne Gefahr zu laufen, vom Personal belauscht zu werden.

Ich sah sofort, daß mit meinem Freund etwas nicht stimmte. Er sah ziemlich abgekämpft aus, schüttelte auch einige Male den Kopf und stellte fest, daß dieses Hotel eine gigantische Falle war.

»Das stimmt«, pflichtete ich ihm bei.

»Drahtzieher muß dieser Konzernchef Bernie F. Rushmore sein. Für mich gibt es keine andere Alternative, John.«

»Was könnte er vorhaben? Wie verhält es sich mit den Zombies? Hat er etwas damit zu tun?«

»Bisher sind es nur Theorien. Ihm gehört jedenfalls das Hotel. Hier kann er schalten und walten, sogar morden. Wahrscheinlich befindet er sich im Konferenzraum. Er will dort seine Manager auf Vordermann bringen, das habe ich herausgefunden.«

»In welchem der Räume findet es statt?«

»Keine Ahnung, John.«

»Es gibt mehrere«, murmelte ich. »Soviel ich weiß, sind die Räume allesamt schalldicht, da zähle ich die Türen ebenso dazu wie auch die Wände. Nichts soll nach außen dringen.«

»Fragen wir einfach.«

»Nein, ich will keine Aufmerksamkeit.«

Das erregten die beiden langbeinigen Schönen, die, vom Sonnenbaden und aus dem Pool kommend, die Halle durchquerten. Sie hatten die Badetücher lässig über die Schultern gelegt und taten so, als gehörte ihnen die halbe Welt.

»Willst du dich an sie halten?« fragte Suko.

»Nein, die sind nur Staffage.«

»Das meine ich auch.«

»Wo finden wir die Säle?«

Suko schaute sich um. Nicht weit entfernt fanden wir eine Tafel an der Wand. Die Buchstaben leuchteten in einer grünen Digital-Anzeige. Laut dieser Tafel fand das Treffen im Konferenzraum 3 statt. Der Weg dorthin führte an einem Innen-Restaurant vorbei. Die beiden Rauchglastüren waren geöffnet. Die Menu-Karte für den Abend hing bereits aus.

Die Konferenzräume fanden wir in einem Nebentrakt des Gebäudes. Auch den mit der entsprechenden Nummer. Über der Eingangstür zum Konferenzraum 3 brannte ein rotes Licht, und gleichzeitig flimmerte die Schrift >Kein Eintritt auf.

»Wir sollten es trotzdem versuchen«, schlug Suko vor. Er griff bereits nach der Klinke. Enttäuscht mußte er feststellen, daß die Tür verschlossen war.

»Mist.«

»Dann haben sie etwas zu verbergen«, vermutete ich. »Sollen wir die Tür eintreten? Es wäre eine Möglichkeit!«

»Sicher. Aber welche Handhabe haben wir? Der reine Verdacht genügt nicht. Wir müssen schon etwas mehr in den Händen halten.«

Suko ging näher an die Tür heran und drückte sein Ohr gegen das Holz.

»Nichts zu hören«, meldete er. »Das Ding ist schalldicht.«

»Und eine Übertragung nach draußen wird es auch nicht geben«, murmelte ich.

Wir befanden uns allein in diesem Teil des Hotels. Vom Personal war auch niemand zu sehen.

Trotzdem hörten wir Schritte.

Verstecken wollten wir uns nicht.

Die Person, die aus einer bestimmten Richtung erschien und in den Gang lief, war mir unbekannt, doch Suko kannte sie.

»Li Mai«, sagte er so laut, daß die Frau es hören konnte.

»Wer ist sie?«

»Rushmores Privatsekretärin. Ich lernte sie an der Bar kennen. Sie ist nett, steht aber unter Druck. Irgendwie hat sie mich auch an Shao erinnert.«

Li Mai war stehengeblieben, als sie uns gesehen hatte. Sie kam mir vor wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hatte, und sie traute sich auch nicht näher.

»Dann gehen wir zu ihr«, sagte Suko.

Ich blieb hinter meinem Freund, behielt aber Fi Mai im Auge, die mir den Eindruck machte, als wollte sie jeden Augenblick verschwinden. Da sie zu lange zögerte, erreichten wir sie, ohne daß sie auch nur einen Schritt zurückgegangen wäre.

Trotz der künstlichen Beleuchtung entdeckte ich die Blässe in ihrem Gesicht und auch die Schweißtropfen auf der Stirn. Sie trug ein dünnes Leinenkostüm, das sehr leger geschnitten war. Darunter ein rotes TShirt.

»Hallo«, sagte Suko. »So trifft man sich wieder. Ist die Konferenz schon vorbei?«

»J... ja.«

»Das klang mir aber nicht so.«

»Für mich.«

»Dann hat Ihnen Ihr Chef freigegeben. Wie nett.« Suko sprühte plötzlich vor Charme. So kannte ich ihn gar nicht. »Darf ich Ihnen vielleicht meinen Freund John Sinclair vorstellen?«

Ich verbeugte mich leicht. »Angenehm.« Ich war deshalb so förmlich, weil Li Mai keinerlei Anstalten machte, mir zur Begrüßung die Hand zu geben. Statt dessen warf sie mit einer schwungvollen Bewegung ihre dunklen Haare zurück.

»Ich muß jetzt gehen.« Sie lächelte gequält. »War nett, Sie kennengelernt zu haben.«

»Wollen Sie wirklich?« fragte Suko.

»Sicher, ich...«

»Die Bar ist leer. Wir könnten einen Drink nehmen.«

»Nein, Suko, nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Verstehen Sie mich, bitte. Ich mache hier keinen Urlaub. Ich bin im Dienst.«

»Das glaube ich Ihnen nur bedingt.«

»Wieso?«

»Hat Ihr Chef Ihnen nicht freigegeben? Er hält noch die Konferenz ab. In der Zwischenzeit können wir...«

»Ich muß aber das Protokoll schreiben.«

»Das können Sie auch später.«

Wir hatten die Eurasierin in die Enge getrieben, das war ihr genau anzusehen. Irgendwie tat sie mir leid. Gleichzeitig ahnte ich, daß sie etwas wußte und dieses Wissen auch für uns von ungeheurer Wichtigkeit war.

»Wovor haben Sie Angst?« fragte ich direkt.

Li Mai ging einen Schritt zurück. »Angst? Wieso?« Sie sprach plötzlich sehr hastig.

»Ja, ich frage, ob Sie Angst haben. Jedenfalls wirken Sie so auf mich, Li Mai. Was stört Sie?«

»Nichts stört mich.«

»Doch, Ihr Chef«, sagte Suko. »Ich habe gesehen, wie er Sie behandelt hat.« Der Inspektor deutete auf die Tür des Konferenzraumes. »Was geht dort vor, Li Mai?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Außerdem bin ich nicht dabei.«

»Dann sagen Sie uns wenigstens, worüber geredet wurde.«

»Das ist unmöglich, Betriebsgeheimnisse dürfen an ke inen Fremden weitergegeben werrien.«

»Auch dann nicht, wenn diese Betriebsgeheimnisse Verbrechen zum

Gegenstand haben?«

»Verbrechen?« hauchte sie.

»Ja, Verbrechen«, wiederholte Suko.

Li Mai war keine so gute Schauspielerin. Sie wußte genau, worum es ging. Das lasen wir ihrem Gesicht ab. Suko kannte sie besser als ich, deshalb überließ ich meinem Partner auch die Initiative. Er legte beide Hände auf ihre Schulter. »Li Mai, Sie müssen reden! Wenn Sie schweigen, wird möglicherweise Schlimmes geschehen. Ein gewaltiges Verbrechen bahnt sich an, ein Grauen ohne Ende. Deshalb machen Sie den Mund auf, reden Sie. Vor Ihrem Chef brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Sie bekommen bei uns die nötige Rückendeckung. Auch wir haben blendende Beziehungen zu gewissen Regierungskreisen.«

»Was wollen Sie denn?« Li Mai drehte sich, doch Suko war stärker. Er hielt sie fest.

»Die Wahrheit, Lady, mehr nicht!«

»Was ist schon die Wahrheit heutzutage? Wie grausam kann Wahrheit sein? Wie schlimm?«

»Was haben Sie gesehen?«

»Den Tod!« keuchte sie. »Das Grauen. Hätte ich keine Aufputzpille genommen, ich wäre...«

»Hinter der Tür?« fragte Suko.

»Ja.«

»Wie kommen wir hinein?«

»Ich zeige Ihnen einen anderen Weg. Kommen Sie mit.« Li Mai sackte unter Sukos Griff zusammen. Sie sagte auch nichts mehr. Sie hatte nur noch Angst und war froh, sich gegen den Inspektor lehnen zu können, der mir einen sehr ernsten Blick zuwarf.

Li Mai hatte den Tod gesehen. Den Tod in welcher Form? Waren Menschen gestorben? Hatte Rushmore sie möglicherweise umgebracht?

Es war schlecht vorstellbar. Dieses Hotel gehörte zwar ihm, aber ein so schlimmes Verbrechen konnte auch er sich nicht erlauben. Ich befreite mein Hirn von allen Spekulationen und wartete nur mehr auf die Tatsachen.

Li Mai führte uns durch einen Gang und praktisch um den Konferenzraum herum. Zwei Stubenmädchen begegneten uns. Sie grüßten freundlich und verschwanden in einem Seitengang, der zu den Lagerräumen führte. Ein Schild wies dorthin.

Niemand im Hotel hatte Verdacht geschöpft. Wenn tatsächlich ein Verbrechen abgelaufen war, dann war es geräuschlos über die Bühne gelaufen.

Li Mai blieb plötzlich stehen, wandte sich nach rechts und sagte: »Hier ist es.«

Sie kannte die Tür, die zu einer Nische führte. Wir wären an ihr vorbeigelaufen.

Zu dritt drückten wir uns hinein. Li Mai stand vor uns. Mit einer Hand hielt sie die Falte eines Vorhangs umklammert und gab mit zitternder Stimme eine Erklärung ab.

»Hinter dem Vorhang liegt ein Spiegel. Er ist aber etwas Besonderes, ein Einwegspiegel.«

»Wir kennen das Gerät«, erklärte Suko.

»Sie haben freien Durchblick.« Ruckartig zog das Mädchen den Vorhang zur Seite.

Unser Blick fiel durch den Spiegel — und in den Konferenzraum hinein.

»Da sehen Sie es!« sagte Li Mai mit tonloser Stimme. Ja, verdammt, wir sahen es. Wir sahen die Männer, die auf ihren Stühlen saßen, sich nicht mehr rühren konnten oder mit ihren Gesichtern auf der Holzplatte des Konferenztisches lagen.

Sie waren — tot!

Uns überkam das Grauen wie ein Schlag. Suko und ich hatten mit schlimmen Dingen gerechnet. Dies aber übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Die Stimme der Eurasierin war nur mehr ein leiser Hauch, als sie die Todesursache erklärte.

»Gas — er hat Gas genommen. Ich mußte zusehen, wie sie starben. Es war schrecklich.«

Weder Suko noch ich gaben einen Kommentar. Li Mai hatte recht. Es mußte einfach grauenhaft für sie gewesen sein. Mein Hals war trocken geworden. Auch wenn ich etwas hätte sagen wollen, es wäre kein Kommentar über meine Lippen gedrungen.

»Aber zuvor nahmen sie die Pillen!«

Li Mai mußte den Satz zweimal wiederholen, bevor wir aufmerksam wurden. Ich kam Suko zuvor. »Welche Pillen?«

»Er hat gesagt, er wäre in der Lage, den Tod zu überwinden«, flüsterte sie.

»Ein Zombie-Macher«, sagte Suko. »Durch eine Pille?«

Mein Freund hob die Schultern und sagte dann: »Wieso eigentlich nicht? Erwinnere dich einmal daran, daß wir es vor Jahren schon mit einer Vampirpille zu tun hatten.«

Das stimmte. Damals waren wir Pillen auf die Spur gekommen, durch deren Einnahme Menschen zu blutgierigen Vampiren wurden. Sollte es jetzt eine Zombie-Pille geben?

So einfach war es nicht, auch wenn Wissenschaftler mittlerweile hinter das Geheimnis des Voodoo gekommen waren. Es gab aber noch ein anderes Geheimnis, das unmittelbar mit dem Auftauchen der lebenden Leichen zusammenhing.

Schwarze Magie!

Ich dachte sofort daran und stellte Li Mai auch die diesbezügliche Frage. Sie hatte sich zur Seite gedreht, weil sie den Anblick der Toten nicht ertragen konnte. »Wie meinen Sie das?«

»Sie kennen Ihren Chef.«

»Das muß ich.«

»Hat er sich mit einem Gebiet beschäftigt, das man mit der Überschrift Schwarze Magie umschreiben kann?«

»Was ist das denn genau?«

Es war nicht der richtige Zeitpunkt, ihr sämtliche Funktionen der Schwarzen Magie zu erklären. Ich beschränkte mich auf ein Teilgebiet.

»Denken Sie an den Teufel, den Satan. Hat Ihr Chef hin und wieder davon gesprochen?«

»Mit mir nicht.«

»Sie haben auch nicht bemerkt, daß er sich mit gewissen Dingen beschäftigte?« Li Mai schüttelte den Kopf.

Ich runzelte die Stirn. »Es muß aber so gewesen sein, sonst wären die Menschen nicht...«

»John!«

Suko hatte meinen Namen gezischt. Ich drehte mich nicht ihm zu, da ich ahnte, daß sich der eigentliche Vorgang jenseits des Spiegels abspielen mußte.

Ich irrte mich nicht.

Die Toten, die in ihren Stühlen hingen oder über dem Tisch lagen, fingen an, sich zu bewegen. Aus ihnen waren Zombies geworden!

Dr. Karl Mertens hatte alles auf eine Karte gesetzt. Mit einem blitzschnellen Griff packte er den Telefonapparat und schleuderte ihn auf den General zu.

Er traf ihn dicht unter der Gürtellinie, und Rushmores verzerrtes Gesicht sagte ihm, daß er auch heftige Schmerzen empfand und dabei zurücktaumelte.

In einem Reflex drückte er ab.

Karl Mertens hatte sich geduckt. Die Kugel pfiff über ihn hinweg und klatschte in die Wand.

»Du hast dich entschieden!« brüllte Rushmore quer durch das Büro. »Du willst eine Kugel haben. Die kannst du bekommen, du verfluchter Bastard, du!«

Mertens kauerte auf dem Boden. Er war ehrlich zu sich selbst und gab zu, daß sich seine Lage kaum verbessert hatte. Der andere besaß die Waffe, nicht er.

Deckung fand er kaum. Höchstens hinter der gepolsterten Stuhllehne. Ob sie eine Kugel abhalten konnte, war mehr als fraglich. Das Leder war nicht sehr dick, der Schaumstoff darunter ebenfalls nicht. Mit beiden Händen umfaßte er den metallenen Fuß des Drehstuhls. Er rollte ihn auf die Kante des Schreibtisches zu, hörte das Lachen, dann den Schuß.

Die Kugel hieb in die Rückenlehne des Sessels, die sie glatt durchschlug. Hätte sich Mertens nicht so stark geduckt, wäre er noch erwischt worden. So jagte auch das zweite Geschloß über ihn hinweg. An der rechten Seite peilte er hinter seiner Deckung hervor und suchte Rushmore.

Der General stand mitten im Raum. Er verwechselte ihn wohl mit einem Schießstand, denn er hatte eine solche Haltung eingenommen. Es fehlten nur mehr die Ohrenschützer.

Mit dem Lauf der Waffe verfolgte er den Stuhl, der weitergeschoben wurde. Dabei lachte er girrend. »Du entwischt mir nicht mehr, Hundesohn. Du nicht.«

Mertens hielt den Stuhl an. Ihm war klargeworden, daß Rushmore mit ihm Katz und Maus spielte. Er zögerte den Tod des Mannes nur noch hinaus.

Karl schwitzte. Das Hemd klebte an seinem Körper. Sie belauerten sich gegenseitig. Jeder wußte, daß die Deckung nichts taugte, und wieder feuerte der General.

Diesmal hatte er den Schuß etwas verrissen. Die Kugel hieb gegen die senkrechte Führung der Metallehne an der linken Seite, prallte

dort ab und sirrte als Querschläger davon.

»Die nächste sitzt, Doktor!«

Für Mertens besaß dieser Satz abermals Signalwirkung. Er rammte den Stuhl vor und hatte ihm soviel Schwung gegeben wie eben möglich. Das Sitzmöbel jagte auf den General zu, dessen Augen sich vor Überraschung weiteten und er sogar das Schießen vergaß. Mertens schnellte hoch. Er wollte seitlich an Rushmore vorbei und hinter der Sitzgruppe Deckung finden, wo er auch den schweren Ascher als Wurfgeschosß benutzen konnte.

Es erwischte ihn mitten im Lauf.

Rushmore schoß zweimal.

Die erste Kugel hieb in den Teppich, die zweite aber traf Dr. Mertens verdammt genau.

Er spürte den immensen Schlag an seiner rechten Schläfe. Daß er fiel, merkte er nicht, nur glaubte er, ein Weltall würde vor seinen Augen zerplatzen.

Es folgte die Schwärze.

So tief, grausam und bodenlos.

General Rushmore aber blieb stehen. Er starrte auf seine Pistole und schüttelte leicht den Kopf, als könnte er es nicht begreifen, den anderen erwischt zu haben.

Mit dem Handrücken putzte er Schweiß von seiner Stirn weg, atmete tief aus und begann anschließend zu lachen. »Dieser Narr!« keuchte er dabei, »dieser verdammte Narr! Ein Held hatte er sein wollen. Jetzt ist er ein toter Held.«

Rushmore glaubte fest daran, daß sein Widersacher nicht mehr lebte. Das Geschoß hatte ihn am Kopf erwischt und dort eine blutende Wunde hinterlassen. Der Lebenssaft rann immer noch hervor und war auch in den beigen Teppich gesickert.

Mertens lag auf dem Bauch. Seine Brille hatte er verloren. Eine

halbe Armlänge von ihm entfernt lag sie und war nicht einmal zerbrochen.

»Selbst die hat Glück gehabt«, erklärte Rushmore. »Du hättest dich anders entscheiden sollen, du Held.«

Er lachte noch einmal, spie dann zu Boden, steckte die Pistole ein und straffte sich.

Ja, er hatte es geschafft. Ein Traum war fast in Erfüllung gegangen. Schon immer hatte er sich gewünscht, Herrscher im Pentagon zu sein. Diesem Ziel stand kaum noch ein Hindernis im Wege.

Aufrecht gehend verließ der General das Büro und schritt auch in der gleichen Haltung durch das Vorzimmer. Selbst draußen im Flur änderte er sie nicht.

Die Büros waren tatsächlich schallisoliert. Jedenfalls waren die Schüsse von keinem Wachtposten vernommen worden, so konnte auch niemand unangenehme Fragen stellen.

Bevor der General einen der Fahrstühle betrat, richtete er seine Uniform, zupfte sie an einigen Stellen zurecht und rückte auch den Knoten der Krawatte gerade.

Mit dem Lift ließ er sich in die große Halle des Erdgeschosses schießen, wo die Wachtposten respektvoll grüßten, als sie den hohen Offizier erkannten.

Die Gedanken des Mannes lasen sie nicht. Sie ahnten auch nicht, daß er sich bei seinem Gruß über sie lustig machte und sie auch schon als Zombies sah.

Der General verließ das klimatisierte Gebäude. Draußen packte ihn die Hitze. Sie war einfach furchtbar. Die Staaten und besonders der mittlere Westen erlebten eine Hitzewelle wie lange nicht mehr. Die Temperaturen jagten in rekordverdächtige Höhen, und am schlimmsten war es in Städten wie Washington. Dort litten die Bewohner besonders stark unter der brütenden Glut.

Auch der General geriet sehr schnell ins Schwitzen, als er die paar

Schritte zum Parkplatz ging, wo sein klimatisierter Wagen stand. Es war sein Privatfahrzeug, ein Mercedes der S-Klasse.

Lautlos glitt der Wagen über die breiten Straßen des Pentagon-Geländes. Über den grauen Fahrbahnen flimmerte der Dunst. Es waren nicht viele Autos unterwegs. Der General fuhr auf eines der großen Tore zu und hielt an, als zwei Wachtposten ihm in den Weg traten und grüßten.

Jeder mußte seine Legitimation vorzeigen, auch der General.

»In Ordnung, Sir, Sie können passieren.«

»Da wäre noch etwas«, sprach der General aus dem Fenster heraus.

»Ich werde gleich zurückkommen, allerdings nicht allein. Ich bringe eine Besuchergruppe mit.«

»Ist sie angemeldet worden, Sir?«

»Ja, schauen Sie auf Ihrem Schirm nach.«

Der zweite verschwand und war schnell wieder aus der Wachbaracke zurück.

»Das geht in Ordnung, General. Wann ungefähr werden Sie hier erscheinen?«

»Es wird nicht länger als zwei Stunden dauern!«

»Gute Fahrt, General!«

Gitter und Tor fuhren zur Seite. Rushmore fuhr hindurch, er verließ das Gelände und befand sich bald auf einer der breiten Zufahrtsstraßen. Erst jetzt änderte er sein Benehmen. Er lehnte sich im Sitz zurück, riß den Mund auf und gab ein gänsehauterzeugendes Gelächter von sich. Es war ja alles so einfach, fast kinderleicht. Man brauchte nur die richtigen Leute an der richtigen Stelle zu haben.

Im Rückspiegel sah er das Pentagon. »Bald«, flüsterte er, »bald komme ich zurück. Dann gehört es mir. Nur mir! Dann bin ich der Herr!«

Er trat das Gaspedal durch. Der Wagen machte einen regelrechten Bocksprung. Rushmore mußte sich beeilen, wenn er den Treffpunkt

noch rechtzeitig erreichen wollte...

Durch einige Gestalten rann ein Zucken, als hätten sie mehrere Stromstöße hintereinander bekommen. Andere wiederum, es waren die, die mit ihren Gesichtern auf der Platte lagen, hoben wie im Zeitlupentempo ihre Arme, stemmten die Hände flach auf die Platte und versuchten so, sich in die Höhe zu stemmen.

Es fiel ihnen schwer. Noch fehlte ihnen die Kraft, aber die würde kommen, das wußte ich. Suko ebenfalls. Nur Li Mai reagierte völlig anders, verschreckt und fast panikhaft.

»Das kann doch nicht sein. Die Toten — sie... sie leben ja!«

»Haben Sie das nicht selbst gesagt? Wollte Ihr Chef nicht den Tod überwinden?«

Sie nickte und schaute gleichzeitig durch die Scheibe. Aber sie drückte dabei ihren Körper zurück, als wollte sie im nächsten Augenblick davonlaufen.

Ich wollte wissen, wie weit die Wesen gingen. Ob sie es tatsächlich aus eigener Kraft schafften, den Raum zu verlassen. Die große Tür lag auf der anderen Seite und uns gegenüber.

Ein Zombie stand schon. Was heißt stehen? Es war mehr ein Schwanken, er drehte sich auch, blieb sogar auf den Beinen und wankte auf die Tür zu. Bevor er sie erreichte, stolperte er über seine eigenen Beine und fiel hin.

Als hätte man ein Brett auf den Boden geschlagen, so sah es aus. Der Zombie klatschte mit einer Hand auf die Tischkante, als er den Arm hob, und zog sich mit ihrer Hilfe wieder auf die Beine. Ich konzentrierte mich auf die Gesichter der Wesen. Sie besaßen noch nicht diese aufgequollene Haut, dieses Zombiehafte eben. Sie wirkten eher noch wie Menschen, auch wenn in ihren Augen der leere, tumbe Ausdruck lag.

In alle Wesen war Bewegung geraten. Jeder wollte es versuchen,

als hätte er einen Befehl bekommen, so schnell wie möglich den Ausgang zu erreichen.

Nicht alle gingen oder schwankten hinter den Stühlen her. Einige krochen auch über den Tisch. Durch ihre Arm- und Beinbewegungen sorgten sie dafür, daß Flaschen und Gläser von der Tischplatte geschleudert wurden und zu Boden fielen.

Aus den geöffneten Flaschen rann der letzte Saft oder der Rest eines Mineralwassers. Gläser zerbrachen, wenn die Untoten sie mit ihrem Gewicht zerdrückten.

Splinter drückten sich in Handballen und Handflächen. Blut quoll aus den kleinen Wunden, verschmierte, doch kein Zombie störte sich daran. Sie machten weiter.

Als beinahe gespenstisch empfand ich die Lautlosigkeit dieses Vorgangs. Wir vernahmen ja kein Geräusch. Der Schall wurde von den isolierten Wänden geschluckt.

Ein Zombie erreichte den Tischrand. Er ließ sich kurzerhand nach vorn fallen, schlug auf, überkugelte sich und stemmte sich wieder auf die Beine, wobei er sich bei einem anderen festhielt.

Die Zombies, mit denen wir es zumeist zu tun hatten, sahen anders aus. Sie waren aus den Gräbern gekrochen, trugen oft genug nur mehr Fetzen ihrer Leichenhemden. Diese aber steckten in eleganten Anzügen, wie man es von den Teilnehmern einer Konferenz eben erwartete. Li Mai war entsetzt. Sie stand unter einer starken Spannung und hielt die Hände geballt. Ihr Gesicht war blaß geworden, es besaß schon eine Zombiefarbe.

»Das habe ich nicht gewollt!« flüsterte sie. »Nein, das habe ich nicht gewollt.«

»Sind Sie denn schuldig?« fragte ich sie.

»Ich weiß nicht. Ich bin zumindest mitschuldig. Jedenfalls fühle ich mich so.«

»Dann können Sie etwas tun.«

»Was denn?«

»Wir müssen denjenigen in die Finger bekommen, der sich dafür verantwortlich zeigt.«

»Das ist Rushmore.«

»Ja, wo steckt er?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Er ist irgendwo im Hotel.«

Suko hatte eine andere Meinung. »Dieser Kerl wird sich bestimmt so lange versteckt halten, bis er in der Lage ist, die Führung über die Untoten zu übernehmen.«

Jetzt erschrak Li Mai heftig. »Meinen Sie, daß er die Zombies leitet?«

»Natürlich.«

»Aber er ist ein Mensch.«

»Und gleichzeitig ein Zombie-Macher. Schauen Sie sich die Untoten an. Sie versammeln sich nahe der Tür. Sie wollen raus, verstehen Sie, Li Mai? Wer kann ihnen die Tür öffnen?«

»Rushmore!«

»Richtig. Und das müßten wir verhindern, John.«

»Klar.« Ich hatte verstanden, auf was Suko hinauswollte. Wir hatten genug gesehen. Jetzt galt es, die Invasion zu stoppen. Keinem Zombie durfte es gelingen, ein Opfer zwischen die Mordklauen zu bekommen. Wenn das geschah, dann...

Ich dachte nicht mehr weiter, weil etwas eintrat, womit wir wohl nicht mehr gerechnet hatten. Die Tür öffnete sich. Beide Flügel wurde aufgezogen.

Jetzt hatten die Untoten freie Bahn.

Wir starteten noch nicht, weil wir gleichzeitig den kleinen Mann mit der dunklen Sonnenbrille sahen, der sich seitlich hingestellt hatte, um die Zombies durch die offene Tür nach draußen taumeln zu lassen.

»Das ist Rushmore!« flüsterte Suko. »Das ist der Konzernchef von American Anilin.«

»Sieht eher wie ein Zwerg aus«, gab ich zurück.

»Aber ein verdammt gefährlicher.«

»Keine Sekunde länger«, entschied ich. »Wenn wir ihn uns jetzt holen, können wir noch etwas retten. Da bleiben die Zombies hier.« Ich drehte mich bereits um.

Den Weg kannte ich. Da sich die Zombies ziemlich langsam bewegten, würden wir sie erreichen, wenn sie sich noch in der Halle befanden. Wichtig war nur, daß sie das Hotel nicht verließen und ihre Pläne durchführten.

Einen letzten Blick noch warf ich durch den Spiegel und wunderte mich darüber, daß sämtliche Zombies den Raum verlassen hatten. Das war in den letzten Sekunden sehr schnell gegangen. Sie mußten rasch zu ihrer alten Kraft und Stärke zurückgefunden haben. Wahrscheinlich waren sie etwas Besonderes.

Gleichzeitig breitete sich in mir ein ungutes Gefühl aus. Ich war plötzlich nicht mehr so sicher, daß ich die Zombies stoppen konnte. Irgend etwas gefiel mir nicht. Aus diesem Grunde drängte ich meine Begleiter zur Eile. Li Mai hatte ihre Schuhe ausgezogen, damit sie beim Laufen nicht zurückfiel. Sie hielt sich an meiner Seite, streckte den freien Arm aus und dirigierte auch.

Das Mädchen kannte eine Abkürzung. Wir trafen dann wieder neben dem Restaurant im Foyer des Hotels ein, und eigentlich hatte ich erwartet, die Zombies nebst ihrem Anführer zu sehen. Sie waren nicht da.

Das gab es doch nicht!

Schwer atmend blieben wir stehen, besorgt und neugierig beobachtet vom Personal des Ladens. Suko lief bis zum Eingang vor und schaute hinaus in den Garten. Er kam wesentlich langsamer zurück, hob die Schultern und brauchte nichts zu sagen.

Ich wandte mich an einen der Portiers. »Hören Sie, Mister, wir suchen Mr. Rushmore und seine Mitarbeiter. Sie müssen hier gewesen sein. Die Konferenz ist beendet.«

Der Mann nickte. »Das waren sie auch.«

»Ja und?«

»Nichts und, Sir. Sie sind wieder gegangen.«

»Aber draußen...«

Meine Stimme war laut geworden. Der Portier legte mißbilligend die Stirn in Falten. »Nicht doch, Sir. Lassen Sie es mich erklären. Mr. Rushmore bestand darauf, daß wir den Lift anhielten. Er ist mit seinen Mitarbeitern hineingestiegen.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. »Sie sind auf ihre Zimmer gefahren.«

Die Enttäuschung folgte nach dem Steinfall. »Wo denken Sie hin, Sir. Mr. Rushmore und seine Mitarbeiter nahmen den Weg in die Tiefgarage, wo auch ihre Fahrzeuge stehen...«

Suko, Li Mai und ich schauten uns an. »Warum haben Sie uns das nicht gesagt?« fragte ich die Eurasierin.

»Das wußte ich nicht. Rushmore muß sich erst im letzten Augenblick entschieden haben. Ich war die letzte Zeit nicht bei ihm.« Sie schüttelte den Kopf und begann zu weinen.

Suko stand schon bei den Aufzügen. Natürlich war keiner oben. Bis wir ihn hochgeholt hatten, verging Zeit. Das Hotelpersonal konnte sich nur wundern. Man sagte aber nichts. Als sich die Lifttüren schlossen, sahen wir noch ihre erstaunten Gesichter.

Abwärts!

Es dauerte alles viel zu lange. In der Tiefgarage herrschte das richtige Grusellicht. Die Luft war furchtbar. Sie stand nicht nur heiß und schwül zwischen den Mauern und Pfosten, sie stank auch noch nach Abgasen oder schlecht verbranntem Öl.

Frische Abgase lagen in der Luft.

Suko hatte sie ebenfalls geschnuppert. »Ich glaube, John, wir sind zu spät gekommen.« Ohne meine Antwort abzuwarten, lief er dem Ausgang entgegen.

Auf halber Strecke der Rampe verhielt er seinen Schritt. Er schaute den Rest der Auffahrt hoch, hob die Schultern und kam zurück. Seine Bewegungen wirkten resignierend.

»Nichts?« fragte ich.

»Ich habe einen Wagen gesehen, der in ziemlicher Eahrt davonstob. Nicht einmal das Fabrikat habe ich erkannt.«

»Es war ein Mercedes!« flüsterte Li Mai. »Die hohen Angestellten bei uns fahren diese Autos.«

»Wie viele Wagen waren es?«

»Fünf.«

»Dann haben sie sich wirklich gut verteilen können.« Ich ballte die rechte Hand zur Faust und hämmerte wütend auf meine linke Handfläche.

»Verdammt, damit habe ich nicht gerechnet.«

»Jedenfalls sind sie verschwunden«, sagte Suko.

»Und wo könnten sie hingefahren sein?« Mit dieser Trage wandte ich mich an Li Mai.

»Ich... ich weiß es wohl nicht.«

»Tatsächlich?«

Li Mai schaute mich aus flammenden Augen an. »Nein, Mister. Rushmore hat mich nicht in alles eingeweiht.«

»Sie müssen ein Ziel haben, das nicht erst seit heute feststeht«, erklärte ich. »Überlegen Sie, Li Mai. Hat er mit Ihnen über diesen Tag gesprochen?«

»Nicht direkt.«

»Sondern?«

»Er redete stets von einem großen Ziel. Er will herrschen, er will noch mehr Macht. Und erging davon aus, daß er sie auch bekommen

kann. Die Mächtigen der Welt würden vor ihm zittern, wenn sein Plan gelingt. Alles sieht so aus, als würde er recht bekommen.«

»Und wie sieht das im einzelnen aus?«

»Darüber hat er sich nicht ausgelassen.«

Suko fragte jetzt. »Er kann nicht einfach ins Blaue hineinplanen. Er muß Verbindungen gehabt haben. Unterstützung durch irgendwelche Personen, die an maßgeblicher Stelle sitzen und ihm den Weg ebnen konnten. Denken Sie nach.«

Li Mais Augen weiteten sich. »Ja, da gibt es jemand, mit dem er oft zusammen war.«

»Wer?«

»General Rushmore, sein Bruder!«

Suko und ich starrten uns an. Wir schwitzten beide, aber jetzt noch stärker. »General Rushmore?« flüsterte ich. »Wo können wir ihn finden? Vielleicht im Pentagon?«

»Ja.«

Li Mais Antwort war nur ein Hauch, doch sie wirkte auf uns wie ein Hammerschlag. Suko und ich stürmten auf den Lift zu. Li Mai konnte kaum folgen. Sie hatte ihre Schuhe wieder übergestreift.

»Was wollen Sie denn jetzt tun?«

»Telefonieren«, sagte ich. »Und dann fahren. Können Sie uns einen Wagen besorgen?«

»Das Hotel hat welche.«

»Gut.«

Glücklicherweise hatte uns Karl Mertens die Durchwahlnummer gegeben, unter der wir ihn direkt erreichen konnten. Jetzt hoffte ich nur, daß er auch erreichbar war. Wenn nicht, sah es finster aus...

Die Welt war für Karl Mertens untergegangen. Er war in die tiefe Schwärze gefallen, aber nicht in die Schwärze des Todes. Es gibt Situationen, wo es das Schicksal gut mit einem Menschen meint. In

eine solche Lage war Mertens geraten.

Der General hatte zwar auf ihn geschossen, jedoch den Kopf nur gestreift und eine tiefe Furche zwischen Stirn und Haaransatz gerissen. Ein wenig tiefer, und Mertens wäre verloren gewesen. So hatte ihn der Treffer nur in die Tiefe der Bewußtlosigkeit gerissen, aus derer allmählich wieder an die Oberfläche stieg.

Es war ein Gefühl, das er kaum mitbekam. Mertens konnte noch nicht richtig denken. Er schwebte zwischen Raum und Zeit, kam sich selbst körperlos vor und litt unter heftigen Kopfschmerzen. Es war der Schmerz, der ihn aus dem Trauma hervorriß und an die Oberfläche zerrte. Mertens öffnete die Augen, sah ein verschwommenes Grau und merkte, daß etwas auf seiner Stirn klebte. Er blieb liegen. Er wollte schlafen, sich selbst aus dieser Lage herausbringen und auch den Schmerzen entweichen.

Es war nicht möglich.

Sie blieben da, sie hämmerten in seinem Kopf. Ein hartes Tuckern, ein Schlagen, als würde ihn jemand mit einem Preßlufthammer bearbeiten. Er hatte zudem Mühe, Luft zu bekommen. Wenn er atmete, röchelte er. Seine Hände zuckten, die Finger krümmten sich, als wollten sie nach einem Gegenstand greifen, an dem sie sich festhalten konnten. Allmählich klärte sich sein Blick. Das Grau verschwand, es machte dem Weiß der Decke Platz, und erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, daß er auf dem Boden lag.

Und zwar in seinem Büro.

Trotz der Schmerzen erinnerte er sich. Mertens war ein rational denkender Mensch und ging auch davon aus, daß er etwas unternehmen mußte, um ein Ziel zu erreichen.

So dachte er auch hier.

Er mußte sich aus seiner Lage befreien, vom Boden erheben, Hilfe holen, denn... Auf einmal wußte er Bescheid.

Es war wie ein Stromstoß, der sein Erinnerungsvermögen wieder in

Gang gebracht hatte. Mertens erinnerte sich daran, was vor seiner tiefen Bewußtlosigkeit passiert war. Er hatte Besuch von General Rushmore bekommen, der General hatte ihm von seinem teuflischen Plan berichtet und dann auf ihn geschossen.

Mertens' Gedächtnis war auch wieder soweit hergestellt, daß er über die Folgen des Plans nachdenken konnte. Ein Begriff hämmerte in seinem Kopf.

Zombie!

Lebende Leichen, Untote, die aussahen wie Menschen, es aber nicht mehr waren, weil sie anderen, furchtbaren Gesetzen gehorchten, die die Hölle geschrieben hatte.

Und diese Wesen sollten die wichtigen Stellen des Pentagons besetzen und übernehmen.

Wenn das gelang, gab es ein absolutes Chaos. Gerade das hatte Dr. Mertens verhindern wollen. Deshalb hatte er sich mit London in Verbindung gesetzt und nach John Sinclair gerufen. Aber der Geisterjäger war nicht greifbar. Er ermittelte an anderer Stelle, möglicherweise an einer falschen, zu der Mertens ihn geschickt hatte. Er durfte alles tun, nur eines nicht. Liegenbleiben und sich in sein Schicksal ergeben. Es fiel ihm verdammt schwer, sich zu bewegen, aber Mertens entwickelte eine Energie, die ihm selbst schon unheimlich war. Die Angst vor dem Kommenden, dem Furchtbaren, spornte ihn so stark an. Mühsam rollte er sich auf die Seite, stützte sich dann auf und glaubte, sein Schädel würde in die Luft gesprengt werden. So bissig und stark durchzuckten ihn die Schmerzen.

Er mußte sich ausruhen.

Aber Mertens wollte nicht. Auf allen Vieren kroch er durch das Büro auf eine bestimmte Stelle an der holzgetäfelten Wand zu. Dort befand sich eine Tür. Dahinter lag ein kleiner Waschraum, der außer einem Waschbecken auch eine Dusche enthielt.

Vorder wäre Karl Mertens fast zusammengebrochen. In Höhe der

Ellenbogen wollten seine Arme nachgeben, doch er riß sich noch einmal zusammen, stützte sich nur mehr mit einer Hand ab und hob die andere so weit an, daß er den Knauf erreichen konnte. Er wunderte sich selbst darüber, wie es ihm gelang, den Knauf zu drehen, so daß die Tür offen war.

Mit der rechten Schulterseite schob er sich noch weiter auf und kroch wieder auf allen Vieren.

Vor seinen Augen verschwamm die Einrichtung. Das Waschbecken tanzte von einer Seite zur anderen. Mal war es lang, dann breit, der Rand wellte sich auch, und Mertens wunderte sich, daß es ihm trotzdem gelang, ihn zu umfassen.

Mühsam zog er sich hoch. Seine Augen waren weit geöffnet. Zum erstenmal nach seinem Erwachen sah er sich im Spiegel und erschrak über sein eigenes Gesicht.

Es war zu einer schrecklichen Fratze geworden. Eine Maske aus Blut und Haut. Das Blut war aus der Kopfwunde gelaufen und hatte sich auf den Wangen verteilt. Sogar bis zum Kinn war es gelaufen, auch über die Augen, wo es schon klebte.

Wie Mertens auf die Beine kam, konnte er selbst nicht richtig sagen. Jedenfalls gelang es ihm, aber er mußte sich noch am Waschbecken festklammern, um nicht umgerissen zu werden.

Mit der linken Hand drehte er den Kran auf. Das Rauschen des Wassers machte ihn wieder etwas mobiler. Er senkte den Kopf, ließ Wasser in seine freie Hand fließen und schleuderte sich die Flüssigkeit ins Gesicht. Selbst das Wasser war bei dieser Hitze nicht richtig kalt. Es dauerte seine Zeit, bis es erfrischte.

Mertens wischte sein Gesicht sauber. Er reinigte nicht alle Spuren, an der linken Wange verteilte er das Blut sogar, doch es ging ihm etwas besser.

Er griff nach einem Handtuch und tupfte sich das Gesicht ab. Im Stoff blieben blaßrote Flecken zurück. Mertens trank noch einen

Schluck. Die Trockenheit in seiner Kehle verschwand. Er fühlte sich besser, auch wenn die starken Schmerzen in seinem Kopf noch geblieben waren. Ein Gedanke beherrschte ihn. Er mußte telefonieren, unbedingt John Sinclair und seinen Partner Suko im Star-Hotel erreichen. Danach wollte er Alarm geben, damit die Tore abgeriegelt wurden. Hoffentlich schaffte er es.

Sehr vorsichtig und sich noch am Waschbeckenrand festhaltend, drehte sich Mertens um. Der Schwindel kam, Mertens hielt sich trotzdem auf den Beinen und ging zurück in sein Büro.

Das Telefon lag auf dem Boden. Er hatte es gegen den General geschleudert. Hoffentlich war es noch in Ordnung. Es bedeutete für Mertens eine zu große Qual, sich zu bücken und den Apparat aufzuheben. Deshalb setzte er sich daneben, drehte den Apparat um, legte den Hörer erst wieder auf und schrak heftig zusammen, als der Apparat anschlug.

Es war kein Schrillen, nur ein intervallweise ertönendes Piepsignal, wie bei den modernen Apparaten üblich. Rief der General an, um seinen Triumph durchzugeben?

Sehr vorsichtig und mit zitternder Hand hob der Mann den Hörer ab. Er konnte kaum sprechen, räusperte sich und vernahm schon die fragende Stimme des Anrufers.

»Karl Mertens?«

»Ja...«

»Endlich, Karl.«

Mertens überlegte. Da rief ihn jemand an, der ihn kannte. Auch die Stimme des Anrufers kam ihm bekannt vor. Er wußte im Augenblick nur nicht, wo er sie unterbringen sollte. Die Schmerzen in seinem Kopf stoppten jegliches Denken.

»Wer ist...?«

»Ich bin es, John Sinclair!«

Mertens keuchte vor Überraschung. Er brachte nur ein Stöhnen

zustande, was Sinclair aufhorchen ließ. »Was haben Sie denn?«

»Verdammt, ich... der General, er hat mich angeschossen. Er... erspielt falsch.«

»Das weiß ich inzwischen. Sie müssen Alarm geben, Karl. Können Sie das? Es befinden sich zahlreiche Zombies auf dem Weg zum Pentagon. Ihr Führer ist Bernie F. Rushmore.«

»Das... das habe ich mir gedacht.«

»Wie schwer sind Sie Verletzt, Karl?«

»Ich habe einen Treffer am Kopf abbekommen. Es war nur ein Streifschuß, aber er hat mich von den Beinen geholt. Im Moment kämpfe ich noch mit mir selbst.«

»Dann ist es Ihnen nicht möglich...«

»Doch, ich werde Alarm geben.«

»Okay, wir kommen auch. Beten Sie, Karl, daß wir die höllische Invasion stoppen können.«

»Ja.« Mertens legte auf. Das heißt, der Hörer rutschte ihm aus der schweißnassen Hand.

Alarm geben, dachte er. Verdammt, ich muß Alarm geben! Er blieb auf dem Boden hocken und preßte seine Hände gegen das Gesicht. Eine Hitzewelle überflutete ihn. Mit ihr kam auch gleichzeitig die Schwäche. Mertens konnte in der sitzenden Haltung nicht bleiben. Er kippte langsam zur Seite.

Alarm geben, ich muß doch Alarm geben...

Seine Gedanken drehten sich darum. Der Wille war vorhanden, doch sein Körper gehorchte ihm nicht...

Bernie F. Rushmore saß im ersten Wagen und lenkte den dunklen Mercedes selbst. Selten in seinem dreiundfünfzigjährigen Leben hatte er sich so euphorisch gefühlt. Es war der Sieg, der absolute Sieg! Die Macht lag zum Greifen nahe. Er brauchte nur mehr die Hand auszustrecken und einfach zuzufassen.

Hinter ihm rollten die anderen Fahrzeuge, sie alle waren vollbesetzt mit Zombies, aber keiner der Untoten saß am Lenkrad. Rushmore hatte vertrauenswürdige Männer als Fahrer genommen, denen es nichts ausmachte, lebende Leichen zu fahren. Die Männer waren zuvor eingeweiht worden. Sie gingen für ihren Boß durchs Feuer. Deshalb machte es ihnen auch nichts aus, die Zombies zu transportieren. Es war nicht weit bis zum eigentlichen Ziel. Das Pentagon konnte in einer knappen Stunde erreicht werden, dabei brauchte man nicht mal zu rasen.

Rushmore hielt sich streng an die Geschwindigkeits-Limits. Er wollte nicht mehr auffallen. Wenn er das Ziel erreicht hatte, gab es Aufsehen genug.

Die Sonne war schon tiefer gesunken. Als Glutball stand sie am Horizont. Dennoch hatte es sich kaum abgekühlt.

Die Hitze des Tages hielt auch bis in den Abend hinein an, oft sogar bis in die Nacht. Auch bei Dunkelheit kühlte es sich nur wenig ab. Das störte Rushmore nicht. Sein Wagen war klimatisiert, die anderen Fahrzeuge ebenfalls.

Über dem Asphalt der Straße stand die Luft. Sie flimmerte noch. An manchen Stellen sah es so aus, als würden Dunstschwaden von der Asphaltdecke in die Höhe steigen.

Auf seinen Bruder, den General, konnte sich Bernie F. hundertprozentig verlassen. Er würde ihn und die Zombies vor dem Pentagon an einem bestimmten Treffpunkt erwarten und die Meute dann auf das Gelände schleusen.

Wenn Rushmore einmal die Macht besaß, dann wollte er auch die anderen Mächtigen zittern sehen. Er konnte sie erpressen, die Präsidenten und Staatsmänner dieser Erde. Sie würden alles tun, um dem entscheidenden Schlag zu entgehen.

In den Augen des Mannes leuchtete das Fiebereines Fanatikers. Manchmal zuckten seine Mundwinkel, hin und wieder ballte er auch

die Hände zu Fäusten und spürte, wie die Fingernägel in das Fleisch seiner Handballen stachen.

Er liebte dieses Gefühl. Es war der große Rausch der Macht, der ihn beflügelte.

Manchmal wußte er selbst nicht, ob sie fuhren oder schwebten. Ja, er glaubte, über allem zu schweben.

Das Band der Straße schien in die Unendlichkeit zu führen. Aber in der Ferne, wo er einen grauen Schatten sah, lag bereits das Ziel sehr nahe. Der graue Schatten gehörte bereits zu dem wald-und parkähnlichen Gelände, das das Pentagon umgab. Ein gewaltiges Areal, durch das die breiten Zufahrtsstraßen führten.

Sie waren jetzt leer.

Wochenende...

Rushmore lachte. Besser hätte er es nicht antreffen können. Und so rollte er weiter.

Die Zombies verhielten sich ruhig. Einer saß neben ihm, die anderen beiden hatten im Fond ihre Plätze gefunden. Die Sonne sank noch tiefer. Erste Schalten erschienen, grau und lang legten sie sich über das Gelände. Der Wald rückte näher. Baumgruppen wirkten wie exakt angelegte Inseln. Irgendwo dort in der Nähe wollte der General auf die Kolonne warten.

Nicht lange mehr, da rollten die Wagen bereits in den Schatten der Bäume. Rushmore hatte das Tempo gesenkt. Er wollte nicht gerade an seinem Bruder vorbeifahren.

Der Wagen war nicht zu übersehen. Ein dunkler Mercedes parkte am rechten Rand der Straße.

Auch Carry hatte die Kolonne bereits entdeckt. Er stieg aus und winkte. Sein Bruder hielt hinter dem Mercedes, verließ den Wagen ebenfalls, dann liefen die beiden aufeinander zu.

Sie ließen sich dabei Zeit, schauten sich an, und auf jedem Gesicht lag das wissende Fächeln, vermischt mit dem Ausdruck des

Triumphs. Beide wußten, daß sie dicht vor dem Ziel standen.

Sie fielen einander in die Arme und schlugen sich auf die Schultern. Keiner störte sich an der drückenden Schwüle unter dem Grün der Bäume. Sie machte das Atmen schwer.

»Wie geht es dir, Garry?«

»Gut, wie du siehst.«

»Hast du alles geschafft?«

»Ja, vor allen Dingen Mertens. Er hätte Schwierigkeiten gemacht, glaub mir.«

»Du hast ihn...?«

»Ich gab ihm eine Kugel.« Garry Rushmore nickte und lachte gleichzeitig. »Das war gut.«

»Gibt es sonst noch Schwierigkeiten? Müssen wir mit Hindernissen rechnen?«

»Nein, mein Lieber. Ich habe sie allesamt aus dem Weg räumen können. Es war wunderbar, kann ich dir sagen. Die Wache weiß Bescheid, daß ich eine Besuchergruppe bringe. Schließlich hört man auf den General Rushmore.«

»Ja, das war bisher so. Aber bald wird man auf zwei Rushmores hören. Und zwar die ganze Welt.«

»Ich wünsche es uns, Bernie!«

Der Konzernchef ballte die rechte Hand zur Faust und stieß sie hoch. Ein Zeichen des Sieges.

Dann stiegen beide Brüder wieder in ihre Fahrzeuge. Der General übernahm jetzt die Führung. Er hätte gern mehr Gas gegeben, doch er beherrschte sich. Nichts durfte auffallen, alles mußte so normal und harmlos wie möglich aussehen. Nur keinen unnötigen Ärger, auf ein paar Minuten kam es nicht an.

Die Wagen-Kolonne rollte durch den Schatten der Bäume. Licht und Grau wechselten sich ab. Die Reifen sangen auf dem Beton der breiten Zufahrt. Dann lag der Wald hinter ihnen.

General Rushmore hatte das Gefühl, auf eine riesige Burg zuzurollen. Ein gewaltiger Komplex war das Pentagon. Riesig in seinen Ausmaßen und seinen Anlagen, die Tag und Nacht strikt überwacht wurden. Schon jetzt waren sie auf den Monitoren der verschiedenen Wachtposten zu sehen. Aber sie hatten freie Fahrt.

Die Rasenflächen erschienen. Hier parkten manchmal auch die Busse mit Besuchern, die durch das Gelände geführt wurden. Man ließ die Menschen nur nicht in das Innere des Pentagons, aber es gab genügend Neugierige, die sich auch mit der Betrachtung der äußeren Fassade dieser gewaltigen Bauwerke zufrieden gaben.

Der General hatte mit seinem Bruder bestimmte Zeichen abgemacht. Er tippte zweimal auf die Bremse, die Rückleuchten glühten auf, jetzt wußte Bernie F. Bescheid.

Er und seine Zombies blieben nun zurück. Der General wollte zunächst noch mit den Wachtposten allein sprechen.

Die anderen Wagen fielen zurück. Nur Garry Rushmore rollte auf das große Tor zu.

Es blieb geschlossen. Das ärgerte ihn ein wenig, er tat aber nichts und hielt an.

Als er schon auf die Hupe drücken wollte, setzte sich das Tor automatisch in Bewegung und gab den Eingang frei. Warum nicht gleich so, dachte der General. Seidenweich rollte sein Mercedes an. Trotz der Air-condition schwitzte er. Es war die innerliche Hitze, die Spannung, daß auch alles glattging.

Er schaute sich um, suchte nach Veränderungen, nichts war zu erkennen. Die Dämmerung würde bald einsetzen, noch aber brannten die Lampen nicht.

Er stoppte, ließ die Scheibe nach unten fahren und streckte den Kopf aus dem Fenster. Dabei erkannte er im Rückspiegel, daß das Tor wieder zurollte.

Es ärgerte ihn, weil dies so aussah, als wollte man den Besuch

nicht empfangen.

Ein Major erschien. Der General kannte ihn. Der Mann hieß Lincoln und hatte sich als Nahkämpfer große Verdienste erworben. Ein kleiner Rambo des Pentagons. Was tut er hier?

Lincoln blieb neben dem Wagen stehen und grüßte zackig.

»Was gibt es denn?« fragte Rushmore. »Sir, darf ich Sie für einige Minuten ins Wachhaus bitten?«

»Wieso?«

»Wir müssen noch ein paar Formalitäten klären, was Ihre Besuchergruppe angeht.«

»Welche Formalitäten?«

»Wir brauchen die Namen.«

Rushmore überlegte. Sollte er mitspielen oder sich aufstur stellen. Er entschied sich dafür, auf das Spiel einzugehen. So erregte er keinen Verdacht.

»Ja, ist gut, Mr. Lincoln, ich komme.«

»Danke, Sir.«

Rushmore ärgerte sich über diesen nicht eingeplanten Zwischenstopp. Zugleich drang auch das Mißtrauen in ihm hoch. Sollten die Leute etwas bemerkt haben? Hatte er irgendetwas übersehen, einen Fehler begangen?

Mit diesen Gedanken beschäftigte er sich, als er auf das Wachhaus zulief. Der Major erwartete ihn und blieb an seiner Seite. Dem Gesicht des Mannes war nicht zu entnehmen, was er dachte.

»Bitte, Sir.« Er ließ dem General den Vortritt.

»Danke.«

Hinter der Schwelle blieb Rushmore stehen. Er wunderte sich über die Versammlung von hohen Offizieren. Der Chef aller Wachmannschaften befand sich ebenfalls darunter.

Es war General Orwell.

Ein Mann in Rushmores Alter. Sehr groß, breitschultrig, ein

Haudegen-Typ.

»Hallo Garry«, sagte er trotzdem ganz locker.

Rushmore versuchte ein Lächeln. Es blieb tatsächlich nur beim Versuch.

»Was ist geschehen?« fragte er. Seine Stimme klang nicht mehr so sicher. »Welch ein Aufwand für eine Besuchergruppe!«

»In der Tat.«

»Was hat es zu bedeuten?«

Orwell runzelte die Stirn und hob gleichzeitig die Augenbrauen.

»Da möchte jemand mit dir reden, Garry.«

»Und wer?«

Orv eil drehte sich um und gab einem Soldaten ein knappes Handzeichen. Der Mann öffnete eine schmale Tür. Sie war noch nicht ganz aufgeschwungen, als ein leichenblasser Mann über die Schwelle schlich, von einem Soldaten gestützt wurde, sich aber trotzdem aufrecht hielt.

»Hallo, General«, sagte der Mann.

»Mertens!« keuchte Rushmore und setzte ein »Verdammt« hinzu!

Karl Mertens blieb stehen. »Ja, Rushmore, ich bin es. Ich bin es wirklich, es ist nicht mein Geist, ich bin auch kein Zombie, der nach seinem Tod erschienen ist. Ich lebe.«

»Und wie?«

»Sie hätten besser schießen sollen, Rushmore. Auch Generäle müssen hin und wieder üben. Zu meinem und unserem Glück haben Sie wohl die Schießübungen geschludert. Es war nur ein Streifschuß.« Mertens hob seinen Arm und deutete mit dem Zeigefinger auf den weißen Verband, der seinen Kopf umwickelte. »Gott läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ich hatte Glück.«

»Das sehe ich.«

Rushmore wußte, daß es keinen Sinn hatte, noch irgend etwas abzustreiten. Er schielte zur Seite und sah, daß Waffenmündungen auf ihn gerichtet waren.

Plötzlich lachte er. »Wollt ihr schießen?« schrie er mit rauher Stimme.

»Wollt ihr mich durchlöchern?«

»Wenn es sein muß!« erklärte Orwell.

»Ja, das tut nur. Wenn es aber geschieht, wird es hier das große Grauen geben. Das Grauen im Pentagon, das kann ich euch versprechen. Es sieht zwar aus, als hättet ihr gewonnen, doch der endgültige Sieger bin ich.«

Orwell nickte. »Wir wissen, wer draußen in den Wagen sitzt. Aber glauben Sie nicht«, der General wurde jetzt förmlich, »daß diese Wesen auch nur den Hauch einer Chance besitzen, das Pentagon zu besetzen.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein.«

»Ich rate Ihnen, uns das Gelände freiwillig zu überlassen.«

»Sie sind ein Spinner, Rushmore. Ein wirklicher Spinner. Glauben Sie nicht, daß wir Maßnahmen ergriffen haben?«

»Ja, Sie stehen hier herum.«

»Wir ja, aber eine Einheit unserer Besten ist in Alarmbereitschaft. Vielleicht haben Sie recht, vielleicht können wir die Zombies nicht durch Kugeln töten, aber reicht für sie nicht auch Feuer?«

Rushmore stand da, wie vom Donner gerührt. Er wußte ja, daß sich Orwell nicht irrte. Feuer vernichtete die Zombies tatsächlich. Er hatte verloren. Niemand würde ihn hier weglassen. Aber sein Bruder sollte nicht verlieren. Der General wollte, daß er und seine Zombies durchkamen, daß Bernie F. einen neuen Plan aufbaute.

»Nun? Geben Sie auf?« fragte Orwell. »Darf ich rauchen?«

»Bitte!«

»Mich auch setzen?«

»Ich gebe Ihnen noch zwei Minuten, Rushmore, und versuchen Sie nicht, eine Waffe zu ziehen. Unsere Kugeln wären immer schneller, glauben Sie mir.«

»Natürlich.«

Rushmore wankte auf einen freien Stuhl zu und ließ sich dort nieder. Er war totenbleich geworden. Auf seinem Gesicht lag der kalte Schweiß in dicken Tropfen. Langsam ließ er seine rechte Hand unter die Uniformjacke gleiten, beobachtet von den Augen der Aufpasser und den Mündungen der Waffen.

Er zog seine Pistole nicht. Statt dessen holte er ein flaches Etui hervor. Es sah tatsächlich fast so aus wie ein Zigarettenetui. Aber eben nur fast. Major Lincoln fiel es als erstem auf. »Verdammt, das ist ein Walkietalkie.« Er handelte bereits, bevor er den Satz ausgesprochen hatte. Mit dem Gewehrlauf fegte er dem General das Gerät aus der Hand, der wütend aufschrie, dem flachen Gegenstand nachschaute, wie er über den Boden glitt und sich dann auf ihn stürzen wollte. Zwei Soldaten hielten ihn fest.

Rushmore tobte. Er brüllte, er drehte sich in den Griffen, vor seinen Lippen stand plötzlich Schaum, die Augen waren verdreht, er schrie nach seinem Bruder, bis ihm jemand die Handkante gezielt in den Nacken schlug.

Rushmore brach zusammen.

»Handschellen!« befahl Orwell, bevor er sich an Dr. Karl Mertens wandte. »Ich glaube, wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet.«

»Warten Sie ab, noch gibt es den anderen Rushmore und auch seine Zombies.«

»Soll ich den Männern Bescheid geben?«

»Nein, General, warten Sie noch.« Mertens beobachtete einen Monitor, wo die Wagenschlange vor dem großen Tor abgebildet war. »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, daß wir noch einen

Trumpf besitzen, von dem wir nichts ahnen...«

Die Sonne hatte den Boden aufgeheizt, und diese Wärme spürten auch Suko und ich an unseren Wangen, denn wir lagen auf der Erde und arbeiteten uns wie junge Rekruten an die Wagenschlange heran. Unser Fahrzeug hatten wir so abgestellt, daß es nicht entdeckt werden konnte. Das dichte Grün des Sommerwaldes verbarg den Mercedes. Li Mai hatten wir gebeten, zurückzubleiben. Ich wünschte mir, daß sie sich auch an diesen Befehl hielt.

Wir wußten noch nicht genau, wie wir vorgehen wollten. Wichtig war, daß man uns nicht entdeckte.

Deshalb bewegten wir uns auch innerhalb des Waldes voran, allerdings dicht an dessen Rand.

Suko hatte einen kleinen Vorsprung ergattern können. Ich schaute auf seine Füße und sah sie, ebenso wie die Beine, oft schlangengleich im Unterholz verschwinden.

Entdeckt hatte man uns noch nicht, obwohl wir uns fast in Höhe des letzten Wagens befanden. Die Autos standen im Schatten. Trotz der getönten Scheiben erkannten wir, daß die Fahrzeuge besetzt waren. Aber die Zombies verhielten sich ruhig. Sie warteten höchstwahrscheinlich auf gewisse Einsatzbefehle, die nur ihr Führer geben konnte.

Rushmore ließ sich nicht blicken. Wir gingen davon aus, daß er im ersten Wagen der Kolonne hockte und darauf wartete, endlich auf das Gelände des Pentagons fahren zu können.

Nur war das Tor geschlossen.

Suko wartete auf mich. Er hatte sich auf den Boden gelegt. Über seine Wange krabbelte ein Käfer. Mein Freund pustete ihn kurzerhand weg.

»Wie machen wir es?« raunte er mir zu.

»Es sind verdammt viele.« Auch ich sprach sehr leise. »Wichtig ist,

daß wir Rushmore in die Finger bekommen.«

Suko gab mir recht. »Nur wird der im ersten Wagen sitzen. Kommen wir ungesehen dorthin?«

»Das klappt schon.«

Wir robbten weiter. Es war verdammt schwer. Wir wollten auch nicht, daß sich die Gräser allzu stark bewegten. Das hätte Aufmerksamkeit erregen können.

Den letzten Wagen passierten wir, ohne daß man uns entdeckt hätte. Mir rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Die Luft kam mir flüssig vor. Hinzu kam noch der Geruch des Grases und auch der Staub einer trockenen Erde.

Die Halme schleiften durch mein Gesicht. Ich hatte zudem Mühe, einen Niesreiz zu unterdrücken. So etwas hätte mir ausgerechnet jetzt noch gefehlt.

Wir erreichten auch den zweiten Wagen und befanden uns schon an dessen Vorderrädern, als es geschah.

Nicht wir wurden entdeckt. Das Schicksal meinte es in diesem Moment günstig mit uns.

Am ersten Wagen öffnete sich die linke Vordertür, die des Fahrers. Heraus stieg Bernie F. Rushmore. Wahrscheinlich war er nervös geworden, es dauerte ihm alles zu lange.

Günstiger konnte es nicht laufen.

Wir rührten uns nicht, hatten nur ein wenig die Köpfe gehoben, um über die Halme hinwegsehen zu können. Rushmore ging einige Schritte nach links, wo er fast die Straßenmitte erreicht hatte und stehenblieb.

Er starrte auf die wuchtige Außenmauer und gleichzeitig auf das geschlossene Eingangstor.

»Da muß etwas schiefgelaufen sein«, wisperte Suko.

»Hoffentlich.«

»Packen wir ihn?«

»Wir?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das übernehme ich. Du deckst mir den Rücken.«

»Okay.«

Zwischen den parkenden Wagen war genügend Platz, um hindurchlaufen zu können. Ich mußte schnell sein, verdammt schnell. Alles kam auf das Moment der Überraschung an.

Ich holte die Beretta hervor. Suko legte mir noch einmal eine Hand auf den Rücken, ein Startsignal.

Dann sprintete ich los.

Ich war wie ein Schatten, hatte selbst das Gefühl, gegen und in eine Wand von Flitze zu rennen. Meine Füße hämmerten auf den Beton, und erst jetzt fuhr Rushmore herum. Da war ich schon zu nahe bei ihm, blieb etwa drei Schritte vor ihm stehen und streckte ihm die Beretta entgegen.

»Keine Bewegung mehr!«

Bernie F. Rushmore, dem großen Konzernchef, wäre sicherlich vor Schreck die Sonnenbrille aus dem Gesicht gefallen, wäre sie nicht hinter seinen Ohren festgehalten worden. So sehr erschrak er und zuckte auch zusammen. Daß er dicht vor dem Ziel noch gestoppt werden konnte, damit hatte er nicht gerechnet. Dazu noch von einem für ihn völlig Fremden.

»Verdammt, wer sind Sie?« schrie er mich an, als der erste Schock vorbei war.

»Mein Name ist Sinclair, John Sinclair.«

»Hört sich fast an wie bei Bond.«

»Bin ich aber nicht. Obwohl ich mich ebenfalls als Brite bezeichnen kann. Aber Scotland Yard.«

»Und was wollen Sie hier, Mann?«

»Ihren Wahnsinn stoppen. Ihre Zombies aufhalten, das ist alles.«

Er beugte sich etwas zurück, öffnete den Mund und fing an zu

lachen. Es machte ihm bestimmt keinen Spaß, das Lachen brach auch schnell ab, fast hätte er sich dabei noch verschluckt, dann fragte er noch einmal nach. »Sie wollen mich stoppen?«

»Und die Zombies.«

»Sind Sie größenwahnsinnig, Sinclair?«

»Nein, aber das gehört zu meinem Job, wissen Sie.«

»Ihrem Job?« Er lachte wieder und wollte vorgehen. Ich hatte etwas dagegen.

»Stehenbleiben, Rushmore!«

»Ja, meinetwegen.« Wieder schüttelte er den Kopf. »Wissen Sie eigentlich, was Sie sich da vorgenommen haben?«

»Sehr gut sogar.«

»Dann würdest an Ihrer Stelle die Beine in die Hand nehmen und so schnell rennen wie möglich. Hauen Sie ab, aber das können Sie ja gar nicht mehr.«

»Vielleicht will ich es auch nicht.«

Rushmore breitete die Arme aus. »Nein, Sinclair, Sie können es nicht, verdammt!«

»Was macht Sie so sicher?«

»Die Situation.« Er bewegte sich jetzt völlig ungezwungen. »Wissen Sie, ich bin gewohnt, nie ohne Rückendeckung zu arbeiten. Die habe ich einfach immer.«

»Jetzt auch?«

Er nickte heftig, was mich wiederum unsicher machte. »Ja, heute ganz besonders.« Dann sagte er einen Satz, der mir verdammt schwer im Magen lag. »Oder glauben Sie etwa, daß Zombies in der Lage sind, Kolonne zu fahren?«

Ich versteifte innerlich. Sein Lachen hörte ich wie durch einen Nebel. Auf meinem Rücken kribbelte es, ein Schauer der Furcht. Im Nacken spürte ich das kalte Gefühl.

»Soll ich weitersprechen, Engländer?«

»Bitte.«

»Meine Fahrer, es sind vier an der Zahl, haben die Scheiben nach unten fahren lassen und ihre Waffen gezogen. Vier Mündungen, Sinclair, deuten auf Ihren Rücken. Und jetzt sagen Sie mir nur, daß ich zu den Verlierern zähle...«

War es ein Bluff?

Ich hätte mich nur umzudrehen brauchen, um es herauszufinden. Das tat ich nicht. Ich blieb stehen wie eingefroren und vernahm eine kalt klingende Stimme.

»Engländer, ich habe dich vor der Kanone. Das ist eine 45er Magnum. Die Kugeln sind vorn abgefeilt. Dum-Dum-Geschosse, verstehst du? Die reißen Löcher, größer als Fäuste.«

»Er hat recht«, erklärte Bernie F. Rushmore grinsend. »Er hat wirklich recht. Ich an deiner Stelle würde meine Kanone fallen lassen und hübsch brav sein.«

Das wollte ich nicht. »Noch etwas«, sagte ich. »Glauben Sie nur nicht, daß Sie es geschafft haben, Rushmore. In das Pentagon kommen Sie nicht hinein. Man weiß dort über Ihre Absichten Bescheid.«

»Ja, mein Bruder.«

»Und auch andere.«

»Wer noch?«

»Dr. Karl Mertens.«

Bernte F. begann zu lachen. »Das ist irre, schon fast Wahnsinn. Mertens ist tot. Mein Bruder hat ihn mit einem sicheren Kopfschuß erwischt. Aus und vorbei.«

»Ich habe mit Mertens noch telefoniert. Es ist gar nicht mal lange her. Da befanden Sie sich schon vom Hotel aus unterwegs. Oder können Tote telefonieren?«

»Du bluffst, Hundesohn!«

»Nein, Ihr sauberer Bruder hat zwar getroffen, aber nicht richtig. Es war ein Streifschuß. So etwas kann man überleben, und Mertens hatte das Glück.«

Rushmore überlegte. Er nagte auf seiner Unterlippe. Ich redete weiter. »Damit ist wohl klar, daß andere verantwortliche Personen über Ihre Pläne betreffs Besetzung des Pentagons auch genau informiert sind. Ihr großes Meisterwerk ist wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Hätte nicht schon längst das Tor...?«

»Halt dein Maul, Engländer!« Ich hatte ihn verunsichert. Rushmore wollte es jetzt genau wissen. Er griff in die Tasche und holte ein flaches Etui hervor. Mit spitzen Fingern zog er eine dünne Antenne aus, schaltete das Gerät ein und sprach hinein. Er rief des öfteren den Namen seines Bruders, ohne allerdings eine Antwort zu bekommen.

»Verdammt, melde dich doch, Garry!«

Eine andere Stimme quäkte. Wenn mich nicht alles täuschte, gehörte sie Dr. Mertens.

»Ihr Bruder wird sich nicht mehr melden, Rushmore. Sie haben zu hoch gespielt, viel zu hoch. Wir waren nicht nur schneller, sondern auch besser. Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Mein Name ist Mertens.«

»Du Scheißkerl.« In einem Anfall von Wut schmetterte Bernie F. das Gerät zu Boden und zertrat es noch mit dem Absatz. Das Knirschen hörte sich widerlich an. »Ich habe also nicht gelogen.«

Er starrte mich an. Ich sah nur die beiden runden, dunklen Gläser auf mich gerichtet. »Nein, du hast nicht gelogen, aber ich habe auch nicht gelogen. In den Wagen sitzen die Zombies. Mir ist es gelungen, sie durch eine Pille zu lebenden Toten zu machen. Ich habe als erster Mensch den Tod überwinden können, und das lasse ich mir nicht nehmen. Auch nicht von dir, Sinclair.«

»Zombie-Pillen?«

»Ja.«

»Wie stellten Sie diese her?«

»Das soll für dich keine Rolle mehr spielen. Wenn du stirbst, dann mit der Gewißheit, daß diese Pillen existieren. Ich bin es leid. Los, pump ihn voll Blei!«

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr begann Sukos große Minute!

Rushmore hatte den Befehl noch nicht richtig ausgesprochen, als mein Partner bereits das eine wichtige Wort rief. »Topar!«

Suko hatte es genau im richtigen Moment getan. Jeder rechnete damit, daß ich allein gekommen war. Auf die Gestalt, die sich im Wald aufrichtete und den Stab zog, hatte niemand geachtet. Mein Freund kam voll durch.

Er hatte das eine Wort so laut geschrien, daß es jeder der Revolverhelden hatte hören müssen. Und die Magie stimmte. Für genau fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten. In dieser Spanne konnten sich diejenigen Personen, die das Wort gehört hatten, nicht bewegen. Sie standen starr wie die berühmten Salzsäulen. Nur Suko handelte.

Und er war schnell. Mit einem Satz sprang er auf das Heck eines Wagens, stieß sich kraftvoll ab und erreichte mich mit dem nächsten Sprung. Er umklammerte mich mit beiden Händen, rannte mit mir über die Straße und schleuderte mich an der anderen Seite wuchtig in das Unterholz des dort wachsenden Waldstücks.

Dann war die Zeit um.

Auch ich erwachte wieder, spürte die Erde unter mir und hörte das Krachen der Schüsse.

Ich zuckte so weit hoch, daß ich über die Spitzen der Grashalme hinwegsehen konnte.

Auch Suko tat es und schüttelte den Kopf. »Verdammt, das habe ich nicht gewollt.«

Die vier Leibwächter führten die Bewegungen weiter, bei denen sie durch den Ruf unterbrochen worden waren.

Sie schössen.

Vier Kugeln jagten aus den Rohren, und zwei von ihnen erwischten Bernie F. Rushmore, der vor mir und auch in der Schußrichtung gestanden hatte.

Ein Geschöß hieb in die linke Schulter und drehte ihn um die eigene Achse.

Er fiel und wurde von der zweiten Kugel in die Brust getroffen. Der Aufprall schleuderte ihn zu Boden. Er fiel auf den Beton, wo er sich schreiend überrollte, dann liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

»Verdammte Scheiße!«

Die Stimme brüllte es aus dem Wagen. Ein Arm winkte. Dann wieder die Stimme. »Weg, wir hauen ab! Los, wenden!«

Motoren wurden gestartet. Suko und ich waren nicht in der Lage, die Fahrzeuge aufzuhalten. Vielleicht durch Schüsse, das hätte zu viele Tote gegeben.

Wir brauchten nicht einzugreifen.

Plötzlich lebte der Wald. Männer in Kampfanzügen stürmten hervor. Sie ließen sich von den Bäumen fallen, sie huschten aus dem Unterholz hervor, und nicht weit entfernt brach ein gepanzerter Wagen durch das Unterholz, um sich quer auf die Straße zu stellen und den Weg zu versperren. Gleichzeitig öffnete sich auch das Tor. Soldaten, schwerbewaffnet, stürmten den Wagen entgegen, deren Fahrer einsahen, daß sie aus dieser Falle lebend nicht mehr rauskommen würden.

Zwei waren so nervös, daß sie die vor ihnen stehenden Fahrzeuge ramnten.

Befehle hallten über die Straße. Warnschüsse knatterten, die auch von den Fahrern verstanden wurden. Sie hielten die Fahrzeuge an und öffneten die Türen. Mit erhobenen Händen stiegen sie aus. Wir

konnten nur zuschauen. Suko fiel der Jeep auf, der durch das Tor gerast kam und scharf neben uns bremste. Karl Mertens schwankte heraus. Um seinen Kopf war ein Verband gewickelt worden. Ich stützte ihn. »John, das hätten wir.«

»Vielleicht.«

»Kommen Sie, sehen wir uns die Sache mal an.«

Die Killer waren von den Soldaten zusammengetrieben worden. Sie lagen mit den Bäuchen auf dem Boden, die Mündungen der Maschinenpistolen wiesen auf ihre Rücken.

Entwaffnet waren sie ebenfalls.

Eigentlich hätte das Problem gelöst sein können, hätte es da nicht die bleichen Zombie-Gestalten gegeben, die nach wie vor in den Fahrzeugen hockten, aber nichts taten.

Mir wurde ein General Orwell vorgestellt. Er deutete auf die Wagen. »Da sind sie also?«

»Ja, das sind die Zombies.«

»Und was können wir tun?«

Die Antwort fiel mir schwer. »Es gibt natürlich einen Weg. Es ist der der Gewalt.«

»Sind Sie dagegen, Mr. Sinclair?«

»Eigentlich ja.«

»Wenn es...«

»John, schau dir die Typen mal genau an«, sagte Suko. »Sind das echte Zombies?«

»Wie meinst du?«

»Sieh hin, bitte.«

Die Türen der Wagen waren geschlossen. Ich zog die erste auf und schaute in die Gesichter der beiden im Fond sitzenden Männer. Kalte Augen ohne Leben starrten mich an. Blasse Lippen zeichneten sich kaum von der Farbe der Haut ab. Ich hatte den Kopf vorsichtig in das Fahrzeug hineingesteckt und auch erwartet, daß sich teigige Hände

um meinen Hals legen würden.

Das aber geschah nicht. Die Zombies hockten auf den Sitzen und stierten dumpf vor sich hin.

»Sind es die echten?« fragte Suko, als ich mich wieder zurückzog. Ich hob die Schultern.

»John, eine Antwort.«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Ich auch nicht.«

»Wir können Feuer nehmen«, sagte General Orwell. »Dr. Mertens erklärte, daß die Untoten so zu vernichten sind.«

Ich schaute den Offizier lange an. »Einen Moment noch«, bat ich ihn und ging zu der Frau hin, die zu Fuß auf uns zukam. Es war Li Mai. Sie hatte im Hintergrund gewartet. Jetzt schimmerte es in ihren Augen feucht.

»Er ist tot«, sagte ich.

»Das habe ich gespürt.«

»Und nun?«

»Ich traure ihm nicht nach. Er ist zu schlecht in der letzten Zeit geworden.«

»Ja, ich kann Sie verstehen, aber wir haben ein Problem. Die Zombies. Wissen Sie, Li Mai, ich kenne die lebenden Leichen. Sie reagieren normalerweise anders.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Die Wesen im Wagen sind keine echten Zombies. Wenn ich den Befehl geben würde, sie zu töten, käme ich mir wie ein Mörder vor. Sie haben eine Zombie-Pille genommen und...«

»Wollen Sie die retten?«

»Wenn es eine Möglichkeit gibt, ja. Für jedes Präparat, das entwickelt wird, gibt es ein Gegenmittel. Möglicherweise auch für dieses hier. Können Sie uns da helfen?«

»Ich werde es versuchen. Glücklicherweise kenne ich den Weg zu

den geheimen Unterlagen.«

»Das wäre eine Möglichkeit.« Karl Mertens stellte sich auf meine Seite, Suko ebenfalls. Wir überzeugten den General davon, die Männer nicht zu töten. Die Zombies ließen sich sogar widerstandslos im Hochsicherheitstrakt des Pentagons einsperren. Es liefen Telefonate zwischen London und Washington. Schließlich war auch General Orwell überzeugt.

Zwei Tage später gelang es uns, die Hexenküche des Konzerns zu durchsuchen. In einem Safe entdeckten wir die chemische Zusammensetzung der Zombie-Pille.

Wissenschaftler wurden mobilisiert. Sie kannten ein Gegenmittel, das wurde den Männern eingespritzt.

Ob, wie und wann es wirkte, mußte die Zeit ergeben. Ich jedenfalls war froh, keine Toten hinterlassen zu haben, und die Verantwortlichen im Pentagon atmeten ebenfalls auf.

Die Zombies im Star-Hotel waren echte lebende Leichen gewesen. Bei ihnen hatte die Zombie-Pille ihre Wirkung so gezeigt, wie Rushmore es vorgehabt hatte.

Bei seinen Mitarbeitern hätte vielleicht mehr Zeit vergehen müssen. So waren sie gerettet worden.

Am dritten lag, es war noch so heiß, flogen wir wieder zurück. Dr. Mertens brachte uns zum Flughafen. »Eigentlich«, sagte er, »können wir alles dem Yeti damals verdanken.«

»Wieso?«

»Wäre er nicht gewesen, John, hätten wir uns nicht kennengelernt und die Probleme mit den lebenden Toten allein gehabt.«

»Stimmt auch wieder.«

»Sind Sie eigentlich für oder gegen Orden?«

»Gegen.«

»Sie auch, Suko?«

»Noch mehr.«

Er lachte. »Dann brauche ich Sie ja nicht erst für einen Orden vorzuschlagen.«

»Um Himmels willen, nein, das können Sie sich sparen.«

»Oder nehmen Sie die Orden an«, schlug Suko vor.

Dr. Mertens schüttelte den Kopf. »Da denke ich wie Sie. Verzicht ist besser.«

Wir hatten noch Zeit bis zum Abflug und tranken ein Glas. »Worauf sollen wir anstoßen?« fragte Mertens.

»Auf Amerika?«

Er schaute mich an. »Wissen Sie, John, wenn ich darauf anstoße, bekomme ich ein bitteres Gefühl.«

»Dann trinken wir auf uns«, schlug Suko vor. Und diesmal widersprach niemand...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 040 »Zombies auf dem Roten Platz«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 483 »Der Yeti ist da!«